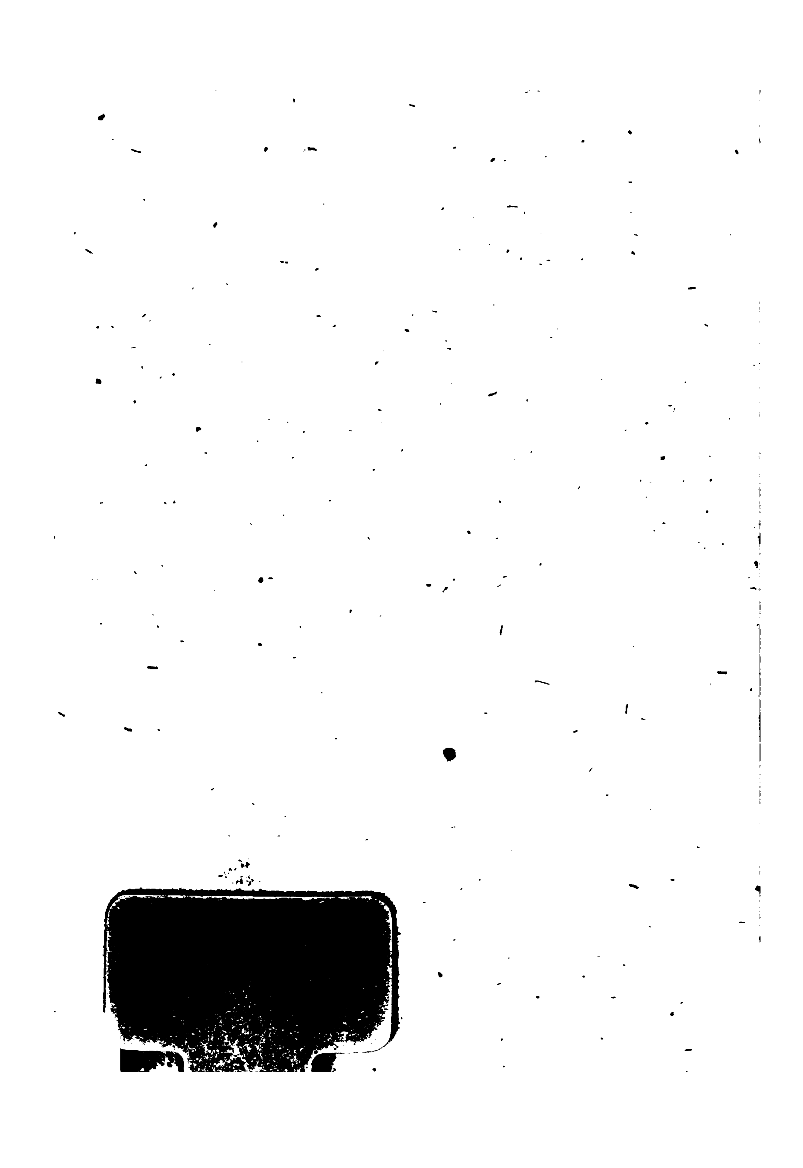



NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07495371 6



Sämmtliche
Werke
von
Caroline Pichler,
geborrnen von Greiner.

---

14. Bändchen.

Wien, 1828.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

Frauenwürde.

Von

Caroline Pichler,

gebornen von Greiner.

Vierter Theil.

Wien, 1828.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

Der Übel Größtes ist die Schuld.
Schiller.

Erster Brief.

Die Gräfinn von Lichtwerth an ihren Sohn.

Rothenberg den 24ten Jänner 1813.

Es sind jetzt beynahe zwey Jahre, seit ich aus meiner tiefen Einsamkeit eine warnende Stimme an Dich habe ergehen lassen, mein einziger, mein geliebter Sohn! Du hast sie damahls nicht allein nicht geachtet, sondern vielmehr mit aller Macht, die Dir meine Liebe, und der Wunsch, Dich vergnügt zu sehen, über mein allzuschwaches Herz gaben, in mich gedrungen, ja gestürmt, kann ich wohl sagen, daß ich Dir meine Einwilligung zur Verbindung mit Deiner jetzigen Gemahlinn nicht verweigern möchte. Ich ließ mich überreden, und that, wozu mein Herz immer Nein sagte, und wohl nie mit aufrichtigem Gefühl Ja sagen kann. Ich wich Deiner Leidenschaft. Die Tochter meiner Verfolgerinn ward Deine Frau, und Du hast, wie

Du mir schreibst, wohl nicht Alles ganz so gefunden, wie es sich Deine geblendete Einbildungskraft vorspiegelte, aber doch bis jetzt noch keine überwiegende Ursache zur Unzufriedenheit gehabt. Gott gebe seinen Segen dazu, mein Sohn, daß es immer so bleibe! Das ist mein eifrigstes Gebeth.

Ida ist Deine Frau und meine Schwiegertochter. Dieß heilige Band wird immer in meinen Augen ein milderndes Licht über sie breiten, und ich werde ihr Thun und Lassen nie so streng beurtheilen, als die Welt es thut, besonders nachdem ich in manchen ihrer Schritte nicht sowohl die Richtung ihres eigenen Geistes, als die Einwirkung ihrer stolzen und ehrsüchtigen Verwandten erkenne. Aus diesem Gesichtspuncte betrachte ich denn auch Alles, was in der letzteren Zeit in Deinem Hause geschehen ist, und will mit diesem Briefe nichts anders, als Dich vor einem Unheil, welches mir nach meiner und vieler vernünftigen Menschen Voraussicht mehr als wahrscheinlich vorkommt, in Zeiten warnen. Fruchtet diese Mahnung so wenig, als meine frühere, so muß ich mich, wie damahls, in mein Schicksal finden. Aber die Beruhigung will ich mir verschaffen, daß ich nicht geschwiegen, und wahrhaft und redlich gewarnt habe, so lange es noch Zeit war.

Du weißt, wie erbittert die Gräfinn O'born über Eure Heirath war, und wie mehr als Ein Jahr verging, in welchem Deine Frau auf alle mit kindlicher Ehrfurcht geschriebenen Briefe keine Antwort, und auf die dringendsten Vorstellungen der bewährtesten Freunde keine Verzeihung von diesem stolzen, unversöhnlichen Gemüth erhielt. Damahls flößte mir Deine Frau Mitleid und Achtung ein, und ich fing an, mir mit Grund mehr für Dein Glück zu versprechen.

So blieben die Sachen, bis die Französischen Heere in Deutschland einrückten, um durch dieß unglückselige Land ihren Zug nach dem Norden zu nehmen, und Napoleons Reise ihn in die Nähe Eures Landsitzes führte. Ihr hattet in Mailand und Florenz Verbindungen mit Französischen Großen vom Civil- und Militärstande angeknüpft. Es war daher natürlich, daß diese Euch besuchten, und der Ruf von Ida's mannigfachen Vorzügen, vielleicht auch ihre Schönheit, einen glänzenden Hof aus mehreren der einflußreichsten und berühmtesten Menschen unserer Zeit um Deine Frau sammelte. Da ließest Du Dich nun — weiß Gott, durch welche Anregung Deiner Eitelkeit — verleiten, dem Kaiser selbst Dein schönes Schloß auf seinem weiteren Fortrücken zum Nachtquartier an-

zubiethen. Er nahm den Antrag an. Der erste Monarch der Welt übernachtete unter Deinem Dache, seine Lieblinge zeichneten Dich mit Achtung aus, und Ida sog mit vollen Zügen den Weihrauch ein, den ihr einige der Ersten und Gebildetsten der großen Nation zollten. Jetzt war plötzlich das Herz ihrer Mutter erweicht. Ein gnädiger Brief kam, die strenge Frau war mit einer Heirath versöhnt, die ihren Schwiegersohn in so glänzendem Lichte zeigte, und sie ließ sich so weit herbey, nach dem Abzug der Französischen Generalität Euch zu besuchen. Sie lebte nun einige Wochen bey Euch, und weidete sich an den nachglänzenden Strahlen der eben vorübergezogenen Herrlichkeit, an den Decorationen der Ehrenlegion und der eisernen Krone, die — Ordenszeichen der bittersten Feinde unsers Vaterlandes — Deine Brust, die Brust eines Deutschen Edelmanns schmückten, an dem Titel einer Pallastdame, den ihre Tochter erhalten hatte, und an noch schimmernderen Aussichten in eine Zukunft, wenn der Sieger bey Austerlitz, Jena und Wagram nun auch bald von seiner leichten und glänzenden Expedition über ein rohes Barbarenvolk zurückkommen würde. Ich habe das Alles nur stückweise in meiner Einsamkeit vernommen, denn auch Deine Briefe sagten mir bey Weitem nicht

Alles. Es war geschehen, als ich es erfuhr, und nichts weiter zu thun, als zu schweigen.

Wie verschieden der Erfolg von diesen stolzen Hoffnungen war, was an der Moskwa und Bereszina vorgegangen, hat die Welt mit Erstaunen gesehen. Aber das große Trauerspiel ist nicht zu Ende, und die Französische Macht scheint sich, troß dem schrecklichen Schlage noch einmahl zu erheben. Sie werden wieder über den Rhein herüberkommen, und ihr Zug wird wieder Eure Gegenden berühren. Laß Dich nun, mein geliebter Sohn, Deine oder Ida's Eitelkeit nicht zum zweyten Mahle verführen, jene gefährlichen Verbindungen wieder anzuknüpfen! Wie auch immer der Ausgang des zweyten Feldzugs seyn mag, es wird euch bey keinem redlich Gesinnten zur Ehre gereichen, euch mit Jenen in freundschaftliche Verhältnisse eingelassen zu haben, die nun einmahl unsere Unterdrücker sind, ja ihr setzt euch in ihren eigenen Augen herab.

Glaube nicht, daß diese Ansichten von meinem einsamen Leben und einer wenigen Kenntniß der Lage der Dinge herrühren! Obgleich weit von dem lauten und glänzenden Schauplatz entfernt, auf welchem Du und Ida glänzen, leben doch in unserer Gegend genug gebildete und vernünftige Men-

schen, die von dem Gange der Weltbegebenheiten sehr wohl unterrichtet, und ein gesundes und richtiges Urtheil darüber zu fällen im Stande sind. Sie nennen diejenigen mit Abscheu, welche in Hoffnung auf einen Erfolg, der nichts anders als die gänzliche Unterjochung Deutschlands nach sich ziehen würde, sich bis jetzt an die übermüthigen Sieger angeschlossen haben, und obwohl sie vor den neuen Kämpfen, die uns bevorstehen, zittern, so sind sie doch in ihrer Meinung unerschütterlich, nie und auf keine Weise die Sache ihres Vaterlandes zu verlassen, und nur der entschiedenen, unausweichlichen Übermacht nachzugeben.

Wenn ich diese Gespräche höre, wenn ich die allgemeine Stimmung meiner unglücklichen, durch den Übermuth der Unterdrücker so bitter aufgereizten Landsleute sehe, und, während dieß Alles mein Herz tief bewegt, denken muß, daß mein Sohn sich auf die Seite unserer Peiniger gestellt hat, dann überwältigt mich ein Gefühl, das aus Schmerz, Scham und Unwillen zusammengesetzt ist, und ich kann es mir nicht versagen, noch einen Versuch zu machen, an Dein Herz zu sprechen, und mit den Stimmen, welche jedem Menschen am heiligsten seyn sollen, mit der Stimme der Mutterliebe und des unglücklichen Vaterlandes D.r

zuzurufen, die Parthey unserer Feinde und Tyrannen zu verlassen. Was sich sonst noch für politische und ökonomische Gründe dafür und dawider sagen lassen, will ich nicht erörtern. Ohne Zweifel hat jede Parthey die ihrigen aufzuweisen. Ich appellire nur an Dein Herz. Sollte es mich auch zum zweyten Mahle ungehört abweisen, so vermag ich nichts weiter, als mein und — auch Dein Schicksal zu beweinen. Mich drückt eine trübe Ahnung, und wenn auch diese, wie viele frühere in meinem kummervollen Leben sich erfüllt, so habe ich keinen andern Wunsch, und kein anderes Gebeth mehr, als daß Gott mich hinnehmen möge, ehe das Unglück meines Landes und meiner Kinder entschieden ist!

Zweyter Brief.

Bertha von Selnitz an den Obersten Fierolles.

*gau den 19ten März 1813.

Deine letzten flüchtigen Zeilen aus Mainz habe ich vor zwey Tagen richtig empfangen, und danke Dir für diesen Beweis Deines Andenkens, den ich bey der Kenntniß von der Hast und der unausweichbaren Strenge, mit welcher Euer Monarch seine Märsche führt, nach seinem ganzen Werthe zu schätzen weiß.

Du hältst Dich überzeugt, daß die großen Begebenheiten bald beginnen, und auch sehr bald entschieden seyn werden. Du siehst das freylich mehr in der Nähe, Du kennest die Streitkräfte, die aufgebothen werden, und was nach allem Verlust und Unglück Euer Kaiser und seine ungeheuern Hülfsmittel vermögen. Hier herrscht ein ganz anderer Geist. Es regen sich überall Hoffnungen und kühne Entwürfe. Man sprach erst leise, und jetzt immer lauter vom Abschütteln des fremden Jochs, von

dem einzigen Zeitpuncte, der zu ergreifen sey, wenn das Riesenwerk gelingen soll, u. s. w. Mir schwindelt bey solchen Gesprächen, die ich nur zu oft anhören muß. Du hast mich die Lage der Dinge auf eine andere Art betrachten gelehrt, und wenn ich auch mein Vaterland liebe, und ihm alles Gute wünsche, so kann ich doch nicht als ausgemacht annehmen, daß es auf diesem Wege kommen wird? Und stehst endlich nicht Du in den Reihen derjenigen, gegen welche dieß empörte Treiben gerichtet werden soll?

Das beunruhigt mich oft recht sehr; aber ich muß an mich halten, und darf mir meine Sorge nicht anmerken lassen. Ich bin ohnedieß, meiner Freundschaft für euch wegen, nicht gar zu gut bey meinen Mitbürgern angeschrieben, die sich jetzt auf einmahl vorgenommen haben, alles zu hassen, was französisch ist.

Es ist aber außer diesen allgemeinen Angelegenheiten noch Etwas, was mich quält, und mir große geheime Sorgen macht. Das ist der Gemüthszustand unserer Freundinn Rosalie. Zwar klagt sie nicht, sie weint und seufzt nicht, wie sie sonst wohl pflegte, wenn ein moralischer oder physischer Schmerz sie übernahm, und sie sich ihrer sonstigen Liebenswürdigkeit wegen berechtigt glaubte, sich auch nicht den geringsten Zwang anzuthun, und Jedermann,

der sich ihr nahte, zum Vertrauten, ja oft zum Mitträger ihrer Unbequemlichkeiten zu machen, auch alle Kräfte, die sich in ihrem Bereich befanden, zum Abschütteln des ihr lästigen Gefühls anzustrengen. Wäre es nur noch so, es wäre gut! Aber sie hat einen Gram, den sie verbirgt. Sie verzehrt sich in ihm, sie leidet sogar körperlich, und verbeißt auch dieß, ja, sie gibt sich Mühe, heiter und belebt zu scheinen, und es gelingt ihr, Alles um sie her zu täuschen, außer mich, die sie zu gut kennt, und zu sehr liebt.

Ich habe diese veränderte Stimmung schon im vorigen Sommer zu bemerken angefangen, als sie mit Lothar nach *gau kam, und jene Gräfinn Lichtwerth in allem Glanz ihres Reichthums, ihrer Talente und ihrer Schönheit mit Rosalien in die Wette stritt, wer in dem kleinen Städtchen mehr Leben, mehr Feinheit der geselligen Freuden, und mehr höheren Lebensgenuß verbreite. Rosalie trug kaum den Sieg davon, da Ida wirklich in ihrer Stimme und ihrem Spiel einen Zauber besitzt, der allgemein und augenblicklich wirkte. Auch mochte Rosalie sich wohl von dem strengen Übermuth verwundet fühlen, mit dem die Gräfinn sie den unbefleckten Ruf, den sie sich — wahrlich nicht durch wirkliche Strenge der Denkart — klug und listig zu bewahren gewußt hatte, bey jeder Gelegenheit empfinden

ließ. Was sind denn diese Tugendheldinnen? Was haben sie vor uns aufrichtigeren Geschöpfen voraus, als ihre Heucheley? Besser sind sie wahrlich nicht, nur klug genug, um, wie die Eboli von der Königinn sagt, an beyden Tafeln zu naschen.

Das Alles machte mir damahls Rosaliens versteckten Unmuth, der ihre Laune störte, begreiflich. Auch hatte sie mit ihrem Herzen voll heißer Liebe zu dem Manne, der jetzt ihr ganzes Wesen despotisch beherrscht, den nahen Feldzug, ihre Trennung, und dann später seine Gefahr vor Augen, und die Nachrichten, wie sie nacheinander von eurem Heere einliefen, und endlich eine Weile ganz ausblieben, waren wohl darnach, um sie und mich in die höchste Angst zu versetzen. Aber der Himmel hatte uns nicht ganz verlassen, er hatte über Euch gewacht, und unter den Wenigen, die er erhielt, warst Du und Lothar.

Jetzt, hoffte ich, sollte sich Rosaliens Stimmung wieder zurechtfinden. Lothar war in ihre Arme zurückgekehrt, und sie sah ruhigeren, hoffnungsreichen Tagen entgegen. Dennoch sank, sobald das erste stürmische Entzücken des Wiedersehens vorbey war, die gewaltsam gehobene Seele neuerdings in sich zusammen, und sie blieb so, bis Lothar uns wieder verließ. Seitdem aber gibt sie sich einer Trau-

rigkeit hin, die ich gar nicht fassen, und aus der bloßen Trennung von dem Freunde, die, wie es heißt, kaum einige Wochen dauern wird, nicht erklären kann.

Lothar schreibt ihr ziemlich fleißig. Sie empfängt keinen Brief ohne eine heftige Erschütterung, und hält ihn meist eine Weile in der Hand, bis sie ihn zitternd erbricht. Sie spricht selten von ihm, und nie mit Ruhe, nie mit den Äußerungen einer glücklichen, befriedigten Leidenschaft, die von dem ersten Rausch, wie ich nach einem vollen Jahre ihrer Verbindung meinen sollte, in eine zärtliche Freundschaft übergegangen seyn könnte. Auch läßt sie mich keine Zeile, weder von dem, was er ihr, noch was sie ihm schreibt, lesen, kurz, es ist in allem ihrem Thun etwas Geheimnißvolles.

Ich bin, nachdem ich jede Wahrscheinlichkeit, jede Möglichkeit, welche mir irgend einen Aufschluß über diese Erscheinungen geben konnte, hervorgesucht, und von allen Seiten beleuchtet habe, auf einen wunderlichen Gedanken gerathen. Erinnerst Du Dich, daß Lothar im Anfange seines Aufenthalts zu *gau sehr viel um die Lichtwerth'schen war? Sein bedeutender Platz, und mehr noch sein Einfluß machten ihn zu einer der wichtigsten Personen in der Stadt und Umgegend. Vieles, ja das Meiste

hing von seinem Willen ab. Graf Lichtwerth verdankt ihm die Schonung seiner Güter, und die strenge Ida war nicht zu stolz, und nicht zu streng, um den Roturier, der sich nun einmahl dahin geschwungen hatte, wohin ihr hochgeborner Pinsel von Gemahl nie zu gelangen hoffen kann, und der mit aller Feinheit und allem Schimmer seines gebildeten Geistes ihrer höheren Bildung zu huldigen schien, nicht mit großer Zuvorkommung zu behandeln. Es ist wohl, im Vorübergehen angemerkt, sehr deutlich, welche Falschheit, ja welche Schlechtigkeit dieser sogenannten Tugendheldinn schon in der Wahl ihres Mannes liegt. Was kündet uns wohl ein Weib, das ausgezeichneten Verstand hat, und einen einfältigen Mann wählt, dadurch anders an, als daß es ihr weder um häusliches Glück, noch um Erfüllung ihrer Pflichten, sondern bloß um einen Deckmantel für Nebenschritte zu thun ist?

Sollte nun vielleicht Rosaliens Eifersucht durch jene gegenseitigen Bestrebungen geweckt worden seyn? Sollte sie fürchten, ihren Freund an die schimmernde Erscheinung zu verlieren? Es wäre möglich, obwohl kaum zu glauben; denn wie schön auch Ida ist, mit Rosalien steht sie doch, meinem Gefühle nach, in keinem Vergleich. Du siehst Lothar zuweilen, mein theurer Freund! Du bist früher sein

Vertrauter gewesen. Vielleicht gelingt es Dir, etwas zu erfahren, was Du hernach mir mittheilst. Ich wünsche dieß wahrlich nicht aus Neugierde, sondern um unserer leidenden Freundinn willen, der ich gern helfen, und deren gepreßte Brust ich erleichtern möchte. Ich bescheide mich gern, wie ich mich immer beschied, nichts von dem zu wissen, was Deine Freunde mit Dir über politische und militärische Ansichten sprechen. Das gehört nicht vor unser Tribunal. Aber Herzensangelegenheiten sind das eigentliche Fach der Frauen, und hierin zu helfen, zu trösten, zu rathen ist von jeher die Sache des mildern weiblichen Geistes gewesen. Daher hoffe ich keine Fehlbitte zu thun, und von dem, was Du erfahren kannst, zum Besten einer Unglücklichen, die auch Dein volles Interesse erregt hat, Nachricht zu erhalten. Leb wohl, mein theurer Geliebter! Die Post geht ab. Stünde nicht ein fröhliches Wiedersehen mir so nahe, dieses Blatt würde noch lange Klagen enthalten; aber alle verstummen jetzt vor den Hoffnungen, die Deine letzten Briefe verkünden, und denen ich mit heiterer Erwartung entgegensehe.

Dritter Brief.

Leonore von Fahrnau an die Baroninn von Lehmbach.

Rosenstein den 13ten März 1813.

Meine Schwester! Welche Entdeckung habe ich gemacht! Welche seltsame Verkettung meines Schicksals ward mir gestern auf einmahl klar, und regte mein ohnehin reizbares Gemüth zu den bittersten Betrachtungen auf? Tengenbach ist — Doch ich will Dir ordentlich erzählen. Er war gestern Abends bey mir. Wir sprachen von dem, was meistens der Gegenstand unserer Gespräche ist, von Fahrnau, über dessen Geschick, ja über dessen Leben ich noch bis jetzt auch nicht Eine ganz verläßliche Nachricht erhalten konnte. So wendete sich die Unterredung auch auf unseren Aufenthalt in Mailand, und mir fiel die Scene ein, wie Rosalie mich in meine Wohnung zurückgeleitet hatte, und bey Tengenbachs

Anblick mit Schrecken davon floh. Damahls hatte ich nicht viel darauf geachtet. Ich war mit meinem eigenen Unglücke zu sehr beschäftigt. Nachher hatte ich wohl ein Paarmahl davon zu reden angefangen; aber Julius ließ das Gespräch immer fallen, und ich dankte es ihm halb, indem ich glaubte, er vermiede aus Schonung gegen mich, jener Person viel zu erwähnen.

Gestern führte uns nun der Gang der Unterhaltung sehr natürlich wieder auf jenen Punct, und ohne zu ahnen, was ich that, fragte ich Julius, ob er die Sarewsky wohl schon früher gekannt, und sie etwa sein Wiedererkennen zu fürchten habe? Mir war das bey einer Lebens- und Sinnesart, wie die ihrige, nicht unwahrscheinlich. Mein Gott! Warum mußte ich fragen!

Diese Rosalie ist dasselbe arme Mädchen, welches er auf eine höchstromantische Art in Heidelberg kennen lernte. Damahls war sie sechzehn Jahre alt, ein blendend schönes Geschöpf in aufknospender Jugendblüthe. Er rettete ihren Vater, einen vertriebenen Prediger, aus der tiefsten Noth, er verschönerte seine letzten Tage durch Zartheit und Edelmuth, und nahm von seinem brechenden Herzen die bange Sorge um das Schicksal seiner verwaiseten Tochter. Rosalie schlang sich bald mit

inniger glühender Liebe um ihren Retter, in dem ihr erwachendes Gefühl ein Wesen höherer Art sah. Es war der erste einweihende Silberlaut auf dem noch unberührten Saitenspiel, wie Schiller sagt, und daß dieß Saitenspiel in dem Herzen der genialischen Dichterinn reich, glühend und lieblich klang, ist wohl kein Zweifel, wie bescheiden sich auch Julius hierüber ausdrückte. Er war hingerissen, er vermochte nicht zu widerstehen, zerbrach eine Verbindung, die seine Wahl nicht geknüpft hatte, und führte Rosalien als Gattinn heim.

Ein Jahr dauerte der süße Rausch. Aber Rosalie, welche die Gegenstände ihrer Zärtlichkeit mehr mit der Phantasie als mit dem Gefühl auffaßte, erkaltete bald in der Sicherheit des Besitzes, und in den zwar angenehmen, aber alltäglichen Umgebungen eines regelmäßigen häuslichen Lebens. Es erschienen disharmonische Ansichten, Mißverständnisse, Störungen zwischen den Gatten, unangenehme Auftritte folgten, Rosaliens Liebe war dahin, indeß die des treuen Julius noch immer fortglühte, bis ein Zufall die ihrige mit neuer ungestümer Heftigkeit auf einen jungen Offizier lenkte, der in ihr Schloß einquartirt worden war. Vergebens warnte Julius, vergebens zeigte er ihr den Abgrund, in welchen sie bereit stand ihn und

sich selbst zu stürzen. Sie hörte nur die Stimme einer zügellosen Leidenschaft, entfloh mit dem Offizier, und zerstörte das ganze Lebensglück des Mannes, dem sie Alles, was sie besaß und war, dankte; denn Julius hatte ihr einen großen Theil ihrer Bildung gegeben.

Mit welchen Empfindungen Tengenbach mir dieß erzählte, kannst Du denken. Mehr aber noch, als das Zurücksehen in eine düstere Vergangenheit, schien sich ihm ein anderer Gedanke peinlich aufzudringen, den er mit Scheu zu berühren vermied, und der dennoch überall merkbar durchtönte. Ich verstand ihn nur zu wohl. Es quälte mich tief, und lastete schon seit einiger Zeit sehr schwer auf mir. Die gestrige Unterredung diente nur dazu, mir das als Gewißheit zu zeigen, was ich längst gefürchtet und langsam kommen gesehen habe, was ich aber nicht glauben, und darum keinem Menschen, auch mir selbst nicht, habe gestehen wollen. Jetzt ist es da, und zerdrückt meine ohnedieß gekränkte Seele ganz. Er beherrscht sich mit bewundernswürdiger Kraft, und zeigt, was der Mensch vermag, der eine unglückliche Leidenschaft, in die das Schicksal ihn mit unausweichbaren Schlingen verstrickte, zu besiegen, oder wenigstens zu bekämpfen sich ernstlich vorgesetzt hat. Dennoch habe ich sie erkannt,

ich habe sie wachsen gesehen, ohne etwas dagegen zu vermögen, da selbst seine Großmuth, mit der er sich einer unglücklichen Familie annahm, und die Pflichten, die ihm diese Empfindung vorschrieb, ihn an mich Unglückliche banden, und er entweder uns hülflos preisgeben, oder der Gefahr, die ihm drohte, unvermeidlich Trotz biethen mußte.

Ich habe einst von einem Wundarzte gehört, der eines Kranken vergiftete Wunde behandelte, und während der Operation sich die Hand verletzte. Jetzt trat ein Moment furchtbar entscheidender Wahl ein, indem er entweder, sein Leben rettend, die Hand im gefährlichsten Augenblick von der Wunde abziehen, und den Kranken dem Tode preisgeben, oder gelassen sein eigenes Verderben mit dem Gift in sein hervorquillendes Blut strömen sehen mußte. Der edle Mann entschied für das letztere, und starb wenig Wochen darnach unter vielen Schmerzen; aber der Kranke war gerettet.

Julius hat gehandelt, wie der menschenfreundliche Arzt. Er sah die Gefahr, aber er wählte unser Heil, und opferte sich langen, hoffnungslosen Schmerzen.

Ach Schwester! Welche seltsame Schickung! Welche Verkettung unscheinbarer und doch so folgenreicher Umstände! Julius war mir bestimmt,

ehe wir uns eigentlich kannten, und mein Herz zitterte damahls vor dem Gedanken, ihm angehören zu müssen, da Ludwigs heiße Liebe meine Seele ausschließend erfüllte. Er vertauschte mich um eine mir Unbekannte, die mir mein Schicksal später verderblich entgegenführte. Auch Ludwig verläßt mich um dieser Person willen, ist mir vielleicht — o mein Gott! der Gedanke drängt sich mir nur zu oft auf — vielleicht auf ewig entrissen, und nun führt ein Zufall nach langen Jahren mir jenen ersten Freund zu, regt ein Herz, das sich damahls von mir wandte, jetzt, wo andere Neigungen und strenge Pflichten uns scheiden, für mich in unglücklicher Liebe auf, und dieselben schwachen Vorzüge und äußeren Annehmlichkeiten, die den durch heilige Bande an mich geknüpften Gatten nicht zu halten vermochten, ziehen nun denjenigen an, der in dieser Annäherung nur Schmerz und Unheil finden kann.

In trüben Augenblicken, wenn die Last alles dessen, was seit einiger Zeit sich über mich gehäuft hat, mir gar zu schwer zu werden droht, reihen sich oft diese Betrachtungen, diese scheinbar boshaften Launen eines tückischen Zufalls in allen ihren düstern Tinten vor mir, und mein erliegendes Herz glaubt dann auf Augenblicke das Spiel eines blin-

den Schicksals, das Walten einer eisernen, dem Menschen abholden, Macht darin zu sehen, die achtlos in ihrem Riesengange zu einem unbekannten Ziel über das Glück des Einzelnen, ja ganzer Generationen hinschreitet. Der Lauf der Weltbegebenheiten widerspricht leider diesen finsteren Ansichten nicht, und es ist seit den letzten fünf und zwanzig Jahren so viel Einzelwohl zertreten worden, daß der Gedanke an die Geringfügigkeit desselben in der Wagschale jener dunkeln, gewaltigen Macht ein zwar trostloser, aber sehr natürlicher Glaube ist.

Wenn mich nun diese schwarzen Vorstellungen anfallen, und eine blendende Wahrscheinlichkeit sich mir aufdringen will, wie alle diese Verschlingungen seltsamer Zufälle zwar nicht eigentliches Ungefähr, das der verständige Mensch nirgends annehmen kann, sondern Verkettungen ewiger, ineinandergreifender Gesetze sind, die das eiserne Schicksal einmahl ausgesprochen, und denen es selbst ewig gehorcht: dann ergreift mich eine tödtende Kälte. Ach ich habe dieser Riesenmacht nichts als eine standhafte Brust entgegenzusetzen, und ich soll es mit allen ihren Pfeilen, die sie auf mich abzusenden selbst willenlos genöthigt wird, im Streit aufnehmen? Ich soll erwarten, daß vielleicht noch Ärgeres über mich komme, weil es Menschen gegeben

hat, die noch mehr gelitten haben, und weil, was Einen traf, Jeden treffen kann? Ich soll das Alles, wie die rauschenden, stürzenden Wogen eines Wasserfalls über mich ergehen lassen, und — nicht erliegen? O dann schaudert die entsetzte Natur, ihrer Ohnmacht in dem ungleichen Streite sich bewußt, zusammen, und zittert, und sieht nur in Tod und Vernichtung eine finstere, dumpfe Zuflucht vor den aufreibenden Qualen, und ich kann in solchen Augenblicken begreifen, wie der Mensch, bey dem solche Ansichten Grundsätze geworden sind, zum Selbstmorde getrieben werden kann, und, wenn alles Erdenglück, alle Hoffnung verloren, und von unerbittlichen blinden Mächten kein Ersatz, keine Milderung, keine schonende Rücksicht zu erwarten ist, der Entschluß, dem Allen auch noch das Leben als eine unnütze Last nachzuwerfen, in der verfinsterten Seele entstehen kann.

Aber dann, liebe Clara, dann durchbricht ein himmlischer Strahl diese Nacht. Die Religion erscheint mir in ihrem Licht, die wolkigen Schatten weichen, die wüsten Massen ordnen sich, und Alles tritt an seinen Platz. Die starre Nothwendigkeit erschlafft, und die eisernen Gesetze unerbittlich waltender Naturkräfte lösen sich in weise, väterliche Anordnungen des unendlich heiligen, unendlich

weisen und gerechten Wesens auf, das züchtigt, weil es liebt, das in seinem unermeßlichen Plan auch nicht das Würmchen vergessen hat, das die Haare unsers Hauptes zählt, und dem unbewußt kein Sperling vom Dache fällt.

Dann stürzen wohlthätige Thränen aus meinen starrenden Augen, und ich kann mich an die Vaterbrust des Unendlichen werfen, der auch meine Thränen und meine Tage gezählt hat, ehe Einer davon war. Ich darf ihm meine Leiden klagen, ich darf, ja, ich soll von ihm Tröstung und Hülfe erwarten, ich soll klopfen, bis mir aufgethan wird, und er, von dem jede gute Gabe kommt, wird mir seinen heiligen Geist, und Alles, was mir frommt, nicht versagen, da ja selbst schwache, verblendete Menschen ihren Kindern gute Gaben zu geben im Stande sind. O dann hebt sich mein Herz in stiller, heiliger Zuversicht. Es wird hell um mich, Himmelsodem scheint um mich zu wehen, ich kann bethen, ich kann den Vater, der sein Kind nicht vergißt, die unendliche Liebe, die ja nur unser Bestes will, mit Kindesvertrauen um Ludwigs Freyheit, um Tengenbachs Ruhe, um mein verlornes häusliches Glück bitten. Oft ist mir dann in solchen Augenblicken, als flüsterte mir eine innere Stimme zu: Es wird werden! Du wirst Ludwig wiederse-

hen! Du wirst noch glücklich mit ihm seyn! — O Schwester! Soll ich der wunderbaren Stimme nicht glauben? Wäre es denn nicht möglich, daß in höheren Momenten, wo Glauben, Andacht und Ergebung uns über die Schranken der Sinnenwelt hinausrücken, der Welt der Geister der Zutritt zu unsern Seelen offen stände, daß ein Engel fühlbar auf uns wirkte, oder durch den zwar unbegreiflichen, aber doch nicht unmöglichen Zusammenhang der Geister mir kund würde, was sich zu meinem Troste in der Ferne bereitet?

Schilt mich nicht über diese Schwärmereyen! Wären sie auch ganz nichtig, so würden sie mir wenigstens zu einer schmerzlichen Beschäftigung dienen; aber ich bin mir zu vieler solcher Augenblicke, und zu deutlich bewußt, und die Ökonomie der Geisterwelt, und was in ihr möglich ist oder nicht, liegt noch unter zu dichten Hüllen verborgen, als daß auch der kälteste Verstand, der nichts zugeben will, als was er sich wie einen mathematischen Satz beweisen kann, darüber mit Gewißheit absprechen könnte.

Ludwigs lebensgroßes Bild hängt jetzt dem Tischchen, an dem ich schreibe, gegenüber. Er lächelt mich so freundlich an! Es ist so viel Güte und Herzlichkeit in diesen Augen! Er hat mich einst,

und durch so manches Jahr, so innig, so treu geliebt! Sollte denn das Alles auf ewig verschwunden, vernichtet seyn in dieser Brust, die auch sogar an leblosen Dingen, an den Bäumen seines Gartens, an den Geräthen seines Schlosses mit kindlicher Anhänglichkeit haften, und sich schwer von altgewohnten Umgebungen trennen konnte? Sollte nur das Weib seiner Jugendliebe allein leer ausgehen, wo auch unbeseelte Dinge ihr Recht finden? Und wenn er mich noch liebt, wenn die alte Neigung, die nur eine mit Gewalt aufgeregte Leidenschaft eine Weile verdunkelte, wieder in seiner Brust aufgewacht ist — o dann, Clara! dann ist Alles verziehen, Alles vergessen, und ich habe nichts gelitten!

Gott! Wenn ich mir die Tage zurückrufe, wo ich ihn mahlte! Es war vor sieben Jahren, als er den Entschluß faßte, dem Kriegsdienst zu entsagen, und ganz seiner Familie zu leben. O das war eine schöne Zeit! Das Bild sollte den Sinn derselben bezeichnen. Ich wählte eine halb idealische, halb ritterliche Kleidung. Es war, als käme er aus einer geendeten Fehde. Den Helm mit dem wallenden Busch hatte er schon auf den Tisch abgesetzt. Nun gürtet er das Schwert ab, und hält es in der Rechten. Sein Knabe langt begierig am Vater

hinauf, um die blinkende Waffe zu haben, an der sein Blick hängt, indeß das Auge des Ritters mit zärtlich frohem Ausdruck einem nicht sichtbaren Gegenstand zuzulächeln scheint, der über seine Rückkehr noch mehr Freude haben wird, als das Kind.

Wie mich das Mahlen dieses Bildes glücklich machte! Mit welcher Lust ich jede dieser schönen Linien, dieser sanften Schwingungen auf die Leinwand brachte, und so die ganze Lieblichkeit seiner Züge, seiner Gestalt recht in mich aufnahm! Wie freundlich, wie innig sein Auge an mir hing! Nein, nein! Ich kann nicht ganz vergessen seyn! Sein Herz ist zu gut, zu bieder!

Man ruft mich ab. Ich muß schließen. Du verlierst wohl nichts daran, wenn dieser Brief, der ohnehin nur unzusammenhängende Gefühle und Gedanken enthält, nicht noch länger wird. Wann ich dir wieder schreiben werde, weiß ich nicht. Sollte sich irgend etwas ereignen, welches einer Mittheilung werth wäre, so hörst du es sogleich.

Vierter Brief.

Gräfinn Ida von Lichtwerth an ihre Mutter.

Aus der Residenz den 20sten März 1813.

Seit acht Tagen sind wir in der Residenz, und denken die Entscheidung des großen Kampfes, die sich unmöglich lange verziehen wird, hier mit mehr Ruhe und Annehmlichkeit abzuwarten, als auf unsern Gütern. Der nahende Zug des Russischen Heeres könnte sehr leicht eine Richtung nehmen, die unsere Besitzungen in die Linie seines Weges brächte, und wahrlich, ich verlange dann nicht zu Hause, und Zeuge davon zu seyn, wie ein rohes Barbarenvolk, das durch die Einäscherung seiner alten, reichen Hauptstadt uns erst neuerdings eine Probe von der tiefen Stufe der Cultur gegeben hat, auf der es noch steht, dort wirthschaften wird.

Es hat einige Mühe gekostet, Lichtwerth da-

zu zu bereden, daß er seine Güter verließ. Er glaubte seine Gegenwart, wenn fremde Truppen kämen, dort nützlich, ja nothwendig; er scheute auch die Auslagen, welche die Reise hierher, und der Aufenthalt in der großen Stadt verursachen würden; endlich kamen noch Briefe seiner Mutter, die denn auch, wie jetzt so Viele vom Adel, von thörichten Hoffnungen für Deutschlands sogenannte Freyheit, und von eben so thörichtem Hasse gegen die Französische Nation hingerissen ist, und daher ihren Sohn ermahnte, und beschwur, ja nur jetzt mit den Übrigen seines Landes und Standes gemeine Sache zu machen. Zum Glück habe ich mir den Einfluß auf meines Mannes Entschlüsse zu bewahren gewußt, und so wurde endlich durchgesetzt, was doch wohl in unserer Lage das klügste ist.

Ich erwarte mir viel Angenehmes von unserm Aufenthalte hier. Ein Theil der Französischen Armee wird diese Gegenden wahrscheinlicher Weise besetzen. Das deuten mir die Briefe unserer Freunde an. Es soll hier eine Art von Vereinigungspunct für viel Interessantes und Bedeutendes werden, und ich werde mich also für die lange, traurige Einsamkeit des Winters, des ersten, den

ich in aller seiner Langweiligkeit auf dem Lande kennen lernte, entschädigen können.

Schon kommen nach und nach die Vorbothen dieser schimmernden Zeit. Fremde und Einheimische von jedem Stande und Verhältniß suchen, nach Verschiedenheit ihrer Denkart, entweder vor den Französischen oder Nordischen Truppen hier eine ruhige Freystätte. Die berühmte Frau habe ich auch hier angetroffen. Lothars Briefe hatten mich schon voraus davon unterrichtet. Sie reiset ihm überall nach, und mag ihm wohl schon recht herzlich zur Last seyn, obwohl er, was man Procedés nennt, gegen sie hat, und sie nicht preis gibt. Sie bewohnt ihr voriges Haus. Ihre Umgebung ist eben so glänzend eingerichtet, wie ehemahls, und ihr Aufwand beynahe noch größer. Dennoch habe ich eine bedeutende Veränderung an ihr bemerkt. Sie hat ungemein abgenommen, ihre Schönheit ist beynahe ganz verblüht, und sie scheint sehr krank, oder sehr unglücklich zu seyn. Auch sieht sie wenig Leute. Es versammelt sich nicht mehr Alles, was auf guten Ton Anspruch macht, bey ihr, wie in Florenz, und noch im vorigen Sommer zu **gau. Sie ist nicht mehr die Seele der Gesellschaft, und selbst ihr Talent scheint abgenommen zu haben, oder

gar eingeschlafen zu seyn; denn man hört nicht, daß sie Neues dichtete. Wenigstens erscheint nichts mehr von ihr, wie in früherer Zeit, wo jede Messe die leselustige Welt mit ihren Geistesblüthen beschenkte. Ich habe wahrlich nie recht begriffen, wie man so gar unendlich viel Aufhebens von ihren Werken machen konnte, und meiner Meinung nach wären sie wohl auch mit viel weniger Ruhmgepränge hingeschwunden, wenn die Dichterinn nicht auch zugleich eine schöne und eine reiche Frau gewesen wäre, in deren Hause ihre Lobredner an einer gutbesetzten Tafel und bey tausend andern Annehmlichkeiten ebenfalls ihre Rechnung gefunden hätten. So wusch aber eine Hand die andere, und der unsterbliche Ruhm dieses hochgepriesenen Geistes erhob sich aus dem Dampf ihrer Schüsseln und dem Glanze ihres Hauses.

So wie sich dieß Alles leicht erklären läßt, so ist wohl auch die Veränderung an ihrer Person und in ihrer Lebensweise leicht zu begreifen. Nichts zerstört leichter und schneller die Jugendblüthe, als eine unregelmäßige Lebensart, und unter allen den Wohlthaten, welche ich Ihrer mütterlichen Sorge danke, ist die Strenge der Grundsätze, welche Sie mir eingeprägt, und die

mir die Gesundheit der Seele und des Körpers bewahrt haben, eine der größten. Jene Lebensart hat Rosalien auch um die Achtung der besseren Menschen gebracht; denn daß sie sich zu Lothars Maitresse herabgesetzt, und lange Zeit mit ihm gereist, mit ihm gewohnt und gelebt hat, weiß Jedermann. Keine Frau, die auf ihren Ruf hält, kann nun mit ihr umgehen, und ich begreife nicht, wie sie sich in dem Besitz der Erlaubniß, nach Hofe zu gehen, die sie vor zwey Jahren erschlichen, noch immer behaupten kann. Das ist auch beynahe der einzige Ort, wo man sie zuweilen in aller Pracht ihres kostbaren Schmucks erblickt, der, wie die reiche Verzierung einer Leiche auf dem Paradebette, auf ihr glänzt. Dort habe auch ich sie getroffen, aber mich beflissen, ihr zu zeigen, daß unsere Wege nach sehr verschiedenen Richtungen gehen, und wir auf keine Weise eine Gemeinschaft miteinander haben. Sie scheint es auch gemerkt zu haben, denn sie strebte sich, in die Brust zu werfen, und mir mit stolzer Kälte zu begegnen. Das mag sie. Ich werde nie nach der Ehre geizen, für eine Freundinn der berühmten Frau zu gelten.

Von den übrigen Bekannten, die ich vor zwey Jahren hier gefunden, haben sich Manche verlo-

ren. Mein ehemahliger Verehrer Lehmbach ist Gouverneur von *** und spielt dort, sagt man, eine bedeutende Rolle. Er hat die Schwester der Fahrnau, ein hübsches, aber, wie ich höre, sehr beschränktes Mädchen geheirathet. Das war für ihn, und ich beneide auch ihr Glück nicht. Sie soll sich ziemlich unbeholfen darein finden, die erste Person, auf welche der ganze Adel der Provinz sieht, vorzustellen, und der Herr Gemahl soll noch viel an ihr zu dressiren haben. So geht es mit diesen sogenannten häuslichen Frauen. Auch ihre Schwester wußte sich in ihren Platz, den sie vor zwey Jahren hier einnahm, nicht recht zu schicken. Nun lebt sie, seit ihr Mann in Französischer Haft ist, auf ihrem Landgute, und so sind alle drey Personen, deren Glanz und Verhältniß gegeneinander damahls so viel am Hofe und in der Stadt zu reden machte, wie Sternschnuppen, die in ihrer Nichtigkeit einen Augenblick blenden, verschwunden. Fürst Radvinsky lebt auf einem seiner Güter mit einer Tänzerinn, die er hier dem Theater untreu gemacht hat. Die Welt hat viel mehr an ihr, als an ihm verloren, und Sie werden mir jetzt wohl beypflichten, daß ich ihn damahls nicht unrecht beurtheilte.

Doch nun erlauben Sie mir, theuerste Mutter!

von allen diesen Stadt- und Gesellschaftsneuigkeiten, die ich Ihnen berichtet habe, zu etwas überzugehen, das meinem Herzen wichtiger ist. Sie haben mir ihre Verzeihung und mütterliche Liebe wieder geschenkt, und dadurch den schwersten Stein, der auf meiner Brust lag, und mir jede Freude, jede Auszeichnung, jeden Genuß verbitterte, freundlich weggenommen. O machen Sie nun auch, daß die Tante, die ich nächst ihnen am meisten verehre, mir wieder gut werde! Ich weiß wohl, daß sie mir etwas Anderes weit mehr verargt, als den Entschluß, meinem Gemahl meine Hand zu geben. Sie nimmt mir, was doch Sie gut heißen, und was darum auch gut und vernünftig seyn muß, mein klares Erkennen des Zeitgeistes und der Pflichten übel, die er uns auferlegt. Möchten Sie, gnädigste Mutter, mit Ihrer Klugheit und Ihrem richtigen Blick in die Weltverhältnisse, die Tante von der Nutzlosigkeit ihrer Ansichten, und dem unvermeidlichen Ruin überzeugen können, den alle jene über sich ziehen, welche sich der einzigen wahren Übermacht in der Welt, dem Übergewicht des Verstandes und des Genies über die Rohheit oder den Schlendrian entgegenstemmen! Sie sehen das Alles so gut ein, liebste Mutter! Sie verstehen so sehr die Begriffe zu entwickeln, und den Irrthü-

mern und Vorurtheilen bis an ihre verborgensten Quellen in unseren Herzen nachzuspüren. Wenden Sie doch diese unwiderstehliche Macht Ihres Geistes an, um nicht allein mir das Herz der Tante wieder zuzuwenden, sondern auch in diesen nahenden Tagen der Gefahren, der Stürme und der Verirrungen ihr mit der richtigen Ansicht der Dinge die ruhige Fassung zurückzugeben, die uns Allen sehr Noth thun wird!

Fünfter Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Aus der Residenz den 30sten März 1813.

Vor acht Tagen wollte ich Dir schreiben. Es war nicht möglich. Geist und Körper wanden, mühten und quälten sich ab unter der beklemmenden Last eines krankhaften Anfalles, und eines aufgereizten und nicht zu beschwichtigenden Gefühls. Ich lag drey Tage im Bette. Am vierten schleppte ich mich durchs Zimmer, ohne etwas zu empfinden, als innerliches und äußerliches Unbehagen. Nach und nach wichen endlich Fieber und Krankheitsgefühl. Ich kann mich wieder an etwas Anderem als an Schmerzen empfinden, und nun sollst Du hören, was die Veranlassung von dem Allem war.

Du kennst meine Stimmung seit **gau. Du hast mich mehr als einmahl in freundschaftlicher Sorge darum befragt, ja mich — ich wiederhohle

hier nur, was ich Dir damahls oft sagte — manchmahl recht sehr damit gequält, indem Du mich durchaus nicht begreifen und nicht fassen konntest, wie dieselbe Rosalie, die Du in früheren Verbindungen heftig, ungleich, launenhaft, bald entzückt, bald zu Boden geschmettert, immer aber aufgeregt, voll Phantasien und nie glücklich fandest, nun auf einmahl mit der Welt und sich selbst in Übereinstimmung, und deßhalb ruhig, in sich gekehrt, und dabey innerlich vergnügt seyn konnte. Du konntest es nicht fassen, weil Du die Macht fremder Gemüther, die allgewaltige Einwirkung anderer, mir mehr oder weniger verwandter, Geister auf mein Inneres nicht begriffst, ja solche Einwirkungen überall nicht zugeben wolltest. Lothar ist ein ganz anderes, von jeder mir vormahls begegneten Erscheinung ganz verschiedenes Wesen, ein Geist, der so gewaltig, so hell, so beherrschend ist, daß Jene, die ihm nahen, nicht, wie bey andern Verbindungen solcher Art, ihn auf halbem Wege zu sich antreffen, Gesinnungen und Gefühle tauschen, sich langsam verschmelzen, und in der ungleichartigen Mischung doch noch einen großen Theil ihrer Eigenthümlichkeit behaupten können. Ihm muß man ewig fern bleiben, oder sich ihm ganz ergeben. Unser Wille, ja unsere Eigenthümlichkeit muß in die

Kraft dieser gebiethenden Natur aufgelöset werden, und nichts darf von unserm früheren Selbst bleiben. Wir sind sein Geschöpf. Nur so kann er uns lieben.

Aber sein Geist ist nicht bloß stark, er ist auch klar. Darum erkennt er, was recht und gut ist, und lenkt sein ihm übergebenes Gebild in die richtigen Bahnen. Darum wurde ich still neben ihm, ich lernte mich verstehen, und das frucht- und freudenlose Hinauslangen meiner früheren Verirrungen nach einem geahneten, aber nie erkannten Glück zügeln.

So erschien ich Dir in **gau, und Du glaubtest mich unglücklich, weil Du mich anders fandest. O ich bin glücklich, und ich will es Dir und der Welt, die ich verachte, beweisen, daß ich es bin.

Was meinen denn diese Menschen der Convenienz und der Societät mit ihren Zaubersprüchen und todten Regeln, die sie von den versteinerten Hof- und Assembleensitten abgezogen haben, und nun auf das frische, höhere Leben, das sie gar nicht verstehen, anwenden wollen? Wo ist das Tribunal, vor dem nur ihr erbärmlicher Codex gilt? Wer wird hier richten, die Vernunft, oder die Klugheit des gesellschaftlichen Ceremoniels? Und wer, der in sich den Ruf zu etwas Besserem fühlt, als

diese Pygmäenseelen in ihren Umschanzungen von Formeln und sogenannten Schicklichkeiten begreifen können, wird sich ihren Aussprüchen unterwerfen?

Ich gehe beynahe nirgends mehr hin. Die schalen Kreise nichtsbedeutender Gestalten und das Herumtreiben in leeren Gesprächen ekeln mich längst an. Wenn ich diese Gesellschaften einst suchte, hatte ich meine Absichten, und wie viel es mich kostete, fühlte damahls mein blutendes Herz. Nun bedarf ich ihrer nicht mehr, und so habe ich, seit ich wieder hier bin, die meisten früheren Verbindungen gar nicht mehr angeknüpft. Ich lebe mir selbst und der Beschäftigung mit dem abwesenden Freunde. Aus meinen Büchern, meinen kleinen Sammlungen, und endlich, wenn ich wohl und heiter genug dazu bin, aus meinem Saitenspiel strömen mir reichere und edlere Quellen der Unterhaltung, als aus jenen Gesellschaftssälen.

Aber eben, weil die Verläumdung keine bedeutende Erscheinung unbegeifert lassen kann, und jede Veränderung einer Lebensweise, indem sie sie mit ihrem gemeinen Sinn zu erklären strebt, in den Staub zu sich herabzieht, suchte ich dadurch, daß ich mich der Achtung der Besten und Höchsten versicherte, die für die der Andern eben so sehr bürgt als schadlos hält, meinen Rang und Platz am Hofe

und in den höheren Cirkeln zu behaupten. Ich besuchte diese, so oft es eine schickliche Gelegenheit gab, wie wenig dieß auch meiner jetzigen Stimmung zusagte, und brachte dem, was die Welt den Schein nennt, ein Opfer, wie man einst den Göttern der Unterwelt Thiere schlachtete, nicht, um Gutes von ihnen zu erhalten, sondern um Böses abzuwehren.

Ich kann nicht sagen, daß man es an der altgewohnten Achtung fehlen ließ, mit der ich mich vor zwey Jahren in diesen Kreisen aufgenommen sah. Ob man im Stande war, zu fühlen, weßwegen man sie mir bewies, konnte ich dahingestellt seyn lassen. Es war eine Welt der Formen, in die ich trat. So begnügte auch ich mich mit Formen.

Nun aber erschien vor einigen Wochen die Lichtwerth in der Residenz, sie, die schon in **bad, dann hier, und später in Italien wie in *gau als ein feindseliger Comet in meine Bahnen störend und verderblich getreten war. Ich fühlte ihren bösartigen Einfluß bald, ohne eigentlich bestimmen zu können, wodurch, oder warum? wie man die Wirkung bösartiger Luft empfindet, die eigentlich keinen unserer Sinne, aber unsere ganze Organisation verletzt.

Vorgestern war Assemblee bey dem ***schen

Bothschafter. Ich schleppte mich halbkrank hin, denn ich hatte bereits von den Verläumdungen gehört, die eine geheime Bosheit wider mich ausstreute. Ich trat ein. Es waren noch nicht viele Damen da, und froh der Ruhe, die noch im stillen Sallon herrschte, setzte ich mich zu einer mir halb Fremden hin, um bey den Kopfschmerzen, die mich quälten, des Redens überhoben zu seyn. Mein Wunsch wurde erfüllt. Ich blieb verschont, was mir nicht oft geschieht, wenn man meinen Nahmen hört. Nach und nach füllte sich der Saal. Die meisten Frauen setzten sich in die gegenüberstehende Reihe. Ich fand das zufällig, und für jetzt bequem. Nun war jene Reihe voll. Die alte Felseneck, das Ehrenprotokoll der Damen, wie man die strenge Duenna zu nennen pflegt, trat ein. Sie ging auf mich zu, sah mich scharf an — sie sieht schlecht — wandte sich, obschon neben mir Stühle leer waren, feyerlich um, und ging langsam, sich ganz zuletzt auf ein Tabouret zu setzen. Das war das Erste, was mir auffiel, so wenig mir auch um die schwerfällige Frau zu thun war.

Die Gesellschaft wurde zahlreich. Alle Stühle um mich und neben mir wurden endlich besetzt. Einige geistreiche Männer sammelten sich um mich, und ein anziehendes Wechselgespräch, über die neue-

sten Erscheinungen der schönen Literatur leicht hin-
gleitend, Fragen, Erörterungen über einige mei-
ner neuesten Arbeiten, Schmeicheleyen und billige
Anerkennungen erhielten mich in nicht unangeneh-
mer Spannung, und ich schlug, als die Spielti-
sche sich ordneten, eine angebothene Partie aus.
Die Frauen hatten sich meist neben mir verloren,
und nun trat ein Fremder, eben aus Berlin ge-
kommen, zu dem kleinen Kreise, der mich umgab.
Mit aufgeregter Seele, mit Flammenworten schil-
derte er den Enthusiasmus, der jetzt dort emporlo-
dert, für die sogenannte Deutsche Sache zu käm-
pfen und zu sterben, wenn es nöthig ist. Er sprach
lebhaft und gut. Funken fielen aus seinem Gemüthe
in die Seelen der Zuhörer. Manche zündeten, man-
che erstickten im trüben Meer der Selbstliebe, an-
dere verschwanden vor dem helleren Lichte prüfen-
der Vernunft. Die in meine Seele fielen, brann-
ten nur schmerzlich; denn ach wem galten alle die-
se Zurüstungen? Wer steht mit in den Reihen, ge-
gen welche jene Begeisterten wild anstürmen wol-
len. Dennoch konnte ich den feurigen Redner nicht
hassen. Wie fruchtlos auch diese Flammen aufglü-
hen, doch sind sie schön, und heilig ist der Irrthum
verblendeter Vaterlandsliebe, der sie erzeugt! Aber
mir that das Gespräch je länger je weher. Ich

wünschte es geendet, und wollte mich wenigstens von der Theilnahme ausschließen. Umsonst! der Fremde wußte, wer ich war. Ihm schien es unzweifelhaft, daß die Deutsche Sängerinn auch von diesen über alles ansprechenden Gefühlen ergriffen seyn, und Theil an der Gluth nehmen müsse, die auch rohere Gemüther zu erheben im Stande war. Ach er wußte nicht, wie dieses Herz zwischen Freundschaft und Vaterland, klarer Überzeugung und lebendigem Wunsche getheilt war!

Mir ward diese Lage zuletzt zu peinlich, und so ergriff ich hastig den Antrag des jungen Sammbach, der mich zu fragen kam, ob ich nicht die Vierte an einem Whisttische seyn wollte? Ohne mich zu erkundigen, wer die Mitspielenden waren, folgte ich ihm in den andern Sallon, und zu einem Tische, wo bereits Gräfinn Lichtwerth und noch Einer ihrer gewöhnlichen Begleiter stand. Ich näherte mich. Sie schien betroffen, mich zu sehen, maß mich einen Augenblick mit widrigen Mienen, legte dann spöttisch lächelnd die Karten, die sie schon in der Hand hielt, hin, und sagte: Lassen wir es, Graf Vanin! Es wird spät. Mein Wagen kommt bald. Damit wandte sie sich, Vanin folgte ihr. Sammbach trat zu ihr, und flüsterte ihr etwas ins Ohr. Sie antwortete mit stolzem Spott. Was sie

sagte, verstand ich nicht. Wie mir zu Muthe war, kannst Du denken. Ob man an den anderen Spieltischen diesen Auftritt bemerkte, wußte ich nicht; mir war aber, als sähe die ganze Welt verachtend und hohnlachend auf mich.

Ich war nicht im Stande, diese ungeheure Ungezogenheit auf der Stelle zu rügen, wie sie es verdient hätte. Ein besseres Gemüth wird von Schlechtigkeit und Gemeinheit zu sehr erschreckt, um sogleich die nöthige Fassung zu behaupten. Der arme Sammbach, der sich als die unschuldige Veranlassung dieser Beleidigung ansah, war verlegen und ängstlich, wie er sich gegen mich entschuldigen, und der auffallenden Impertinenz eine schonende Deutung geben sollte. Ich bath ihn, sich deßhalb nicht zu bemühen. Er dauerte mich in dem Augenblicke; er ist eine arme Gesellschaftsseele. Aber ich bath ihn, mir seinen Arm zu geben denn ich fühlte, daß mir schwindelte. Im anstossenden Zimmer setzte ich mich nieder, Sammbach sah nach meinen Leuten, die zum Glück noch da waren, und ich fuhr nach Hause.

Drey Tage bin ich zu Bett gelegen, und habe mit Leiden des Körpers und mit noch ärgeren der Seele die Ungezogenheit dieses kalten, herzlosen, verächtlichen Geschöpfes gebüßt.

Ich hasse diese Lichtwerth. Wer gibt ihr das

Recht, sich mit diesem Übermuth und dieser Frechheit gegen mich zu betragen? Habe ich je gefehlt, so geschah es aus edleren Neigungen, als sie zu ahnen im Stande ist. Aber wer kann mich eines unerlaubten Schrittes oder einer Übertretung der Gesetze wahrer Ehre und Tugend zeihen? Habe ich geirrt, so waren es Gefühle, die mich hinrissen. Mit Wissen und Willen habe ich nicht Unrecht gethan; aber ich habe es verschmäht, mich in ängstliche Regeln zu fügen, die, den inneren Werth des Menschen übersehend, nur das Äußere betrachten, und nur dieses richten. Frey und offen habe ich Liebe und Haß gezeigt, und nie hätte ich mich so tief erniedrigt, einem Manne ohne Gehalt, einem anerkannten Schwächling, die Hand zu geben, und dadurch vor aller Welt zu gestehen, um was es mir bey dem schönsten, heiligsten Bande, das Menschen binden kann, zu thun gewesen. O diese Lichtwerth ist ein Auswurf ihres Geschlechts!

Kaum hatte ich mich so weit erhohlt, um wieder auf dem Kanapeh sitzen zu können, als unkluge Freunde und vielleicht verkappte Feinde kamen, um mir von der Geschichte am Spieltisch und von dem Aufsehen, das sie erregt habe, zu sprechen. Man übertäubte mich mit Rathschlägen und Anerbiethungen. Ich verachte diese Ida zu sehr, und sie ist zu

tief unter mir, um meinem mit Achtung genannten Nahmen durch ihre Bosheit auch nur den geringsten Strahl seines Ruhms zu entziehen; aber sie verdient, daß man ihr das zeigt.

Mit diesen armseligen Menschen hier ist nichts zu thun, und von ihnen nichts zu erwarten. Ich habe der Bothschafterinn geschrieben, und verlangt, daß sie mir auf irgend eine Art Genugthuung für eine Kränkung verschaffe, die ich in ihrem Hause erlitten. Eine ausbeugende Entschuldigung, das Verhältniß zu Lichtwerths Vater, der Gesandter einer Macht sey, die ihr Hof zu schonen habe, und leere Versprechungen, wie sie sich künftig vor meiner Beleidigerinn gegen mich zu benehmen gesonnen sey, waren Alles, was ihre Antwort enthielt.

Ich erhielt diesen Brief acht Tage nach jener Scene. Am folgenden Abend besuchte mich mein Arzt, der auch der der Bothschafterinn ist, ein verständiger, würdiger Greis. Nach mancher umschweifender Einleitung kam endlich die Bitte hervor, die Bothschafterinn auch noch jenes Versprechens zu entlassen, wozu ihr Mann aus Rücksicht für Ida's Schwiegervater seine Erlaubniß nie geben würde, und endlich — urtheile von meinem Gefühle, wenn Du dieß liesest! — eine versteckte, aber doch faßliche Andeutung, die der Greis mit

leiser Stimme vorbrachte, wie die Weise, auf welche ich in Italien und in *gau mit Lothar gelebt habe, bey allem Glauben besserer Menschen an meinen inneren Werth, und bey dem, was die Welt einer phantasiereichen Dichterinn mit Freuden nachsähe, dennoch eine Art von falschem Schein auf mich würfe u. s. w.

Ich hatte genug gehört. Mein erster Entschluß in der Aufwallung des Augenblicks war, der Bothschafterinn meine Meinung über die Art, wie ich behandelt zu werden fordern könnte, und den Vorsatz kund zu thun, ihr Haus nicht wieder zu betreten.

Das Billet war schon geschrieben. Ich schlief die Nacht nicht, mein Fieber fand sich wieder ein. Es währte vier und zwanzig Stunden, bis ich vor dem stürmischen Wallen und Pochen meiner aufgeregten Natur einen klaren Gedanken fassen konnte. Als ich aber nun zu überlegen vermochte, stellte sich mir die Nutzlosigkeit eines Beginnens dar, das meinen Feinden eben die Waffen wider mich in die Hände gegeben, ihnen den Zweck ihres schändlichen Benehmens, und einen sicheren Triumph verschafft haben würde, und ich vertilgte den Brief.

Ich will und werde also diese Gesellschaften nicht meiden, und dort erscheinen, wo mein Rang

mich hinweiset, und wo hinzugehen kein Vergehen mir das Recht benimmt. Ich will dieser trotzigen Ida gegenübertreten. Es wird eine Epoche kommen, und sie ist nicht mehr fern, wo es der Welt klar werden soll, wer von uns die Vorzüglichere, die Achtungswerthere ist.

Ich muß das durchsetzen. Rein und glänzend muß ich aus diesem Kampfe hervorgehen, sonst — Bertha! Ist das Leben wohl mehr, als die Bedingung unserer Glückseligkeit? Kann es einen Werth haben, wenn jene unwiederbringbar zernichtet ist? Und wenn sie es wäre? Du kennst mich. Ich habe Muth — Muth zu Allem, nur nicht zum Unglücklichseyn! Leb wohl!

Sechster Brief.

Rosalie von Sarewsky an Lothar.

Aus der Residenz den 5ten Aprill 1813.

Wo wird dieser Brief Dich suchen, mein lieber Freund, und in welcher Stimmung wird er Dich finden? Mitten im Gewirre, in der wilden Bewegung eines heranziehenden Heeres, gedrängt von ernsten Geschäften und von weithin blickenden Sorgen, umgeben von Allem, was das Leben auf's regste, beweglichste anspricht, wird Dir wohl da ein ruhiger Augenblick bleiben, um der fernen, unglücklichen Freundinn Noth und Klage zu Herzen zu fassen? Ach, und ich bedarf es so sehr!

Es hat sich seit einigen Monathen viel geändert. Ein gewaltiges Schicksal hat das Rad der menschlichen Begebenheiten mit Riesenarm erfaßt, auf eine Art gewendet, wie wir es noch vor einem Jahre auch in den abentheuerlichsten Träumen nicht

für möglich hielten. Und das Herz der Menschen, dieser schwache gebrechliche Stoff, sollte seinen Einwirkungen widerstehen?

Ja, es hat sich viel geändert! Die Natur erliegt im ruhelosen Kampfe gegen immer sich erneuernde Reibungen. Ewig hält keine Kraft, der muthigste Widerstand sinkt zuletzt, und ich, getrennt von Dir, schutzlos, der erbitterten Tücke und den Stacheln des gemeinsten Neides hingegeben, wie kann ich mich unter so feindseligen Umständen behaupten? Wie sollte Jemand, wie solltest Du mir's verargen, wenn ich dorthin flüchte, wo ich allein auf der weiten Erde Trost erwarten kann, zu Deiner Freundschaft, Deinem Rath, Deiner Hülfe?

Ich bin verletzt, im innersten Heiligthum meines Lebens, meines Bewußtseyns gekränkt, und was vielleicht in den Formen, in denen wir nun einmahl leben, noch empfindlicher ist, ich bin öffentlich beleidigt, beschimpft. Der Streich kommt von einer Hand, die längst, verheerend in den warmen Frühling meiner Empfindungen, meines endlich errungenen Glücks gegriffen hat. Soll ich, darf ich sie Dir nennen? Muß ich nicht eine Partheylichkeit aufzureizen fürchten, die den Keim der tiefsten Sorge, der Schmerzen — ach, laß mich sagen, der Verzweiflung in mein gefoltertes Herz geworfen hat?

Wem anders soll ich denn meine heißen Qualen, wem die aufreibenden Sorgen klagen, die jede Freude von mir fern halten, den Schlaf von meinem Lager scheuchen, und mich zu jeder Beschäftigung stumpf und verdrossen machen; als Dir, Dir, dem jede Falte meines Herzens offen liegt, der mich erkannt und aufgefaßt hat wie Niemand, der Alles weiß, wessen mein schwaches, unsicheres Seyn bedarf?

Und könntest Du Dich von mir wegwenden? Könntest Du mich ohne Rath, ohne Hülfe lassen, wenn ich dich darum anflehe?

Vor acht Tagen — daß ich nicht eher geschrieben habe, daran war das körperliche Leiden Schuld, das, eine Folge jener gewaltsamen Erschütterung, mich durch mehrere Tage niederwarf — vor acht Tagen hat Gräfinn Ida von Lichtwerth im Sallon des ***schen Bothschafters dadurch, daß sie mich von ihrem Spieltische wies, und eine Parthie, zu der ich — mit oder ohne ihr Wissen — gefordert wurde, mit der auffallendsten Art aufhob, mich öffentlich beschimpft, und für eine Person erklärt, mit der man überhaupt, oder wenigstens sie nicht spielen wollte.

Die Scene hat Zeugen gehabt, sie hat Aufsehen gemacht, meine Ehre ist verletzt. Ich kenne die

wahren Ursachen dieses niedrigen Benehmens. Sie heißen Neid, Bosheit, Eifersucht. Verzeih, mein Freund, wenn der getretene Wurm sich windet, und sieh mir nach, wenn der ungeheure Schmerz, der mich zerreißt, mir eine Überzeugung entlockt, die ich Dir besser verbärge! Ja, Ida hat mich längst um meinen Ruhm, um die Huldigungen, die die Welt meinem Talente zollte, sie hat mich um meine Gestalt, meinen Reichthum, um den Flitterglanz, mit dem ich auftrat, sie hat mich endlich, seit wir uns in Florenz getroffen, auch um Deine Freundschaft beneidet.

Es ist heraus. Du weißt Alles! Ja, sie hat um Dich gebuhlt, die Verhaßte! Das fand sie nicht unter ihrer Würde, das widersprach nicht den eigensinnigen Formeln dieser selbstgeschaffenen Ehrengesetze. Sie hat um Dich gebuhlt in Italien, und später und auffallender in **gau, sie, die freywillige Gemahlinn des selbstgewählten Gemahls, dem sie ihrem Verstand, dem Urtheil der Welt und dem Willen ihrer Mutter zum Trotze die Hand gab, und dadurch beurkundete, was ihr Zweck bey ihrer Heirath sey.

Dessen hatte sie sich nicht geschämt; und sie wagt es, über Scheintugend und wahre Ehre abzusprechen? Sie wagt es, mir zum Verbrechen zu

machen, daß ich, dem heiligen Zuge einer uneigennützigen Freundschaft folgend, größer, als die engherzige Welt um mich her, mich ohne Rückhalt Deiner Pflege widmete, und später unter Deinem Schutze blieb?

Sie hätte an meiner Stelle dasselbe gethan. Doch nein! Nein! Sie hätte es nicht vermocht, denn sie hätte Dich nicht geliebt.

Versuche es einmahl, lieber Freund! Entkleide Dich von dem Schimmer, der Dich umgibt! Sey nichts, als der gehaltvolle Mensch, der Künstler, unter dessen Maske Du in **bad ihr zuerst erschienst, und dann sieh, ob sie Dir mehr Aufmerksamkeit schenkt, als damahls?

Dich liebt sie nicht, denn sie begreift Dich nicht. Ihr starres selbstisches Herz bedarf keines leitenden Freundes, und keines Gegenstandes seiner zarten Sorge. Sie reizen Deine Würden, Dein Einfluß, die Sterne, die auf Deiner Brust schimmern — das Herz darunter gilt ihr nichts.

Zürne nicht, daß ich Dir das sage! Wenn irgend auf Erden Ein Mensch das Recht hat, sich Dir gegenüber über sie zu erheben, so bin ich's. Und nicht will ich streiten mit den Waffen meines Geistes, ach, nur mit den Waffen meiner Liebe

für Dich, mit der Macht der Opfer, die ich Dir freudig gebracht, und mit der stillen Gewalt meiner Leiden, die ich Deinetwillen erduldet, und noch erdulde! Diese allein sind es, die mir ein Recht auf Deine Theilnahme, Deinen Trost, Deine Hülfe geben. O laß mich nicht dem Spotte, dem Übermuth dieses herzlosen Weibes ausgesetzt! Nimm Dich meiner an! Räche meine Unbild! Strafe sie mit dem, was ihr, ich weiß es, am empfindlichsten ist, mit Deinem Tadel, oder — rufe mich zu Dir, und laß mich unter Deinem Schutze sicher wohnen! Hier bin ich allen Pfeilen der Verfolgung bloßgestellt. O habe Mitleid mit mir! Du hast mich gewöhnt, mich ganz allein auf Dich zu stützen, Du hast mich mir selbst entfremdet, ich bin nichts ohne Dich. Ach, und Du bist so fern!

Ich kann nicht mehr schreiben. Meine ohnedieß gesunkene Kraft ist erschöpft. Ich bin sehr herabgekommen. Du wirst mich verändert finden. O ich zittere vor dem Augenblick des Wiedersehens, der doch das Ziel meiner heißesten Wünsche ist!

Siebenter Brief.

Julius von Tengenbach an Herrmann Walter.

Waldemuth den 12ten Aprill 1813.

Ich habe Deinen Brief mit den letzten Dir zugekommenen Nachrichten über Fahrnau's Schicksal durch den Jäger erhalten, der die übrigen Schriften brachte, und danke Dir für den Eifer, und die schöne Treue, mit der Du, mein brüderlicher Freund, dieß Geschäft zu Deiner eigenen Angelegenheit gemacht, und wie diese besorgt hast.

Ja Herrmann! Dieses Geschäft liegt mir schwer auf dem Herzen. Es hat es längst wund gedrückt, und droht, es ganz zu erdrücken. Ich habe mehr unternommen, als ich zu leisten im Stande bin, und ich sehe den Augenblick herannahen, wo ich, so oder so, ein Verhältniß gewaltsam werde endigen müssen, das meine Kräfte im fruchtlosen Kampfe aufreibt, und aus welchem auf keine Art

weder für mich, noch für Andere ein Segen her-vorgehen kann.

Es war eine vielleicht schöne, aber schwärmerische Vorstellung, die mich zuerst antrieb, mich ganz Leonorens Dienst, ihrem Wohl, und ihrem Schutze zu widmen; es war eine jener seltsamen Aufregungen meines Geistes, die Du oft an mir getadelt hast, entstanden aus dem schneidenden Gegensatze meines ehemahligen und jetzigen Verhältnisses zu ihr, und aus der Betrachtung der wunderbaren Verkettung, die mich plötzlich zum Vertrauten jener Frau machte, an welche einst ganz andere Gefühle mich hätten knüpfen sollen.

Leonorens Werth, ihr Unglück, und die Verschlingung der Umstände zogen bald meine Bande noch fester. Ich durfte nicht mehr aufgeben, was ich einmahl angefangen hatte; denn ich war der einzige, der ihr in ihrem Unglück von wesentlichem Nutzen seyn konnte, und so hielten mich die Bande der Pflicht, und unverletzliche Rücksichten der Menschlichkeit bey der verlassenen Familie fest, die ringsumher keinen anderen Schützer hatte.

Gefährliche Pflicht! Verrätherische Nähe! Ich habe meinen Kräften zu viel zugetraut, und bin unterlegen. — Ich liebe Leonoren.

Da stehen die kalten Buchstaben auf dem Pa-

pier, so ruhig, wie die übrigen Lettern, welche gleichgültige Dinge bezeichnen — und welcher Abgrund von Schmerz liegt in ihnen für mich!

Doch Gottlob! Nur für mich! Sie theilt meine Flammen nicht. Ob sie-sie ahnet, weiß ich nicht. Sie bleibt sich immer gleich, den Blick nur immer auf den gerichtet, der ihre Seele noch ganz erfüllt, ob er sie gleich so grausam verlassen hat.

O Gott! Darf ich das auch behaupten? Mischt sich kein niedriger Neid in diese hingeworfene Bemerkung? War es nicht vielmehr die entflammte Gluth der Rache, als einer verrathenen Liebe, was Fahrnau trieb, Lothar nachzueilen und ihn zu strafen? Seine letzten Äußerungen an seinen Bruder sind voll Reue, voll wiederkehrender Liebe zu der, welche diese Liebe so sehr verdient. Und endlich darf ich ihm einen Vorwurf daraus machen, daß er sich von Rosaliens zauberhaftem Reiz hatte blenden lassen?

O betrüge Dich nicht selbst, schwaches Herz! Fahrnau muß einer reinen, treuen Liebe nicht unwerth seyn, weil das reinste, das treueste Herz auf Erden sie ihm weiht. Kein selbstischer Wunsch soll ihn daher verkleinern, aber beneiden darf ich ihn, ihn, dessen Kerker, dessen harte Entbehrungen ich

mit Freuden auf mich nehmen, und ihm jeden Genuß, den mir Freyheit, Reichthum und Wohlseyn reichen, dafür mit Götterlust hingeben wollte, wenn er mir Leonorens Liebe dafür abtreten könnte.

Es gibt einen Punct in meinem Leben, über den ich gar nicht nachdenken darf, wenn ich mich vor einer Art von Verzweiflung hüthen, und nicht einem trostlosen Schmerz zum Raube werden will. Es ist der Gedanke, wie Alles hätte kommen können, wenn Leonore nicht Fahrnau, ich nicht Rosalien hätte kennen lernen!

Ich habe die ganze düstere Wuth dieser Vorstellung erfahren, und ich habe sie seitdem sorgfältig vermieden. Es ist eine wunde, höchst schmerzhafte Stelle, deren Weh unendlich und unheilbar ist. Das Einzige, was man thun kann, ist, sie nicht zu berühren. O Herrmann! Warum bist Du nicht bey mir, daß ich mein müdes Haupt an Deine Freundschaftsbrust legen, und dort von allen den Schmerzen ausruhen könnte, die mir in manchen Augenblicken ganz unaushaltbar scheinen!

Was ich für jetzt thun kann, übe ich zuweilen, indem ich seltener nach Rosenstein hinüber gehe, ihr meistens nur schreibe, was ich ihr etwa zu melden habe, und auf diese Art die Vorbereitungen zu dem Schritte anfange, der nun einmahl ge-

schehen muß, nähmlich, mich ganz loszureißen, sobald ich einsehe, daß ich ihr nicht mehr so dringend nothwendig bin. Ich übe es zuweilen! sage ich; denn ach, immer — immer geschieht es nicht. Manchmahl verbiethet es die Natur der Mittheilungen, die ich ihr zu machen habe, manchmahl — o es ist, als zöge eine unsichtbare Macht mich zu ihr, als sollten meine Schmerzen eben in dem stillen Frieden heilen, der sie umgibt, der wie eine reine Atmosphäre den Eintretenden umfängt, und beruhigend an jedes Herz dringt, das ihrem Hause, dem Heiligthum häuslicher Tugenden naht! Und es ist auch so, so lange ich bey ihr bin. Der Sturm der Leidenschaft stillt sich in ihrer heiligenden Nähe, und, wie Oresten in dem geweihten Hain seiner priesterlichen Schwester, wagen es die Furien wilder Qualen nicht, in ihrer Gegenwart mein Herz anzugreifen. Ich kann meine Augen sie in ihrem schönen Walten überall begleiten lassen, ich kann ihr vorlesen, ihre Zeichnungen betrachten, und mit ihr über Kunst, über häusliche Angelegenheiten sprechen. Es bleibt so still in mir! Es thut mir so wohl! Nur Fahrnau's, nur ihrer Liebe für ihn, und ihres Jammers um ihn muß sie nicht erwähnen! Sonst reißen sich jene Qualen, die ihr Anblick beschwichtigt und getäuscht hat, aus dem

tiefsten Grunde meines Herzens los, ich fühle, daß ich nahmenlos elend bin, ich versinke dann selbst in ihrer Nähe in die Nacht meines Geschickes, und vermag mich nicht weder an ihrem freundlichen Wirken, noch an ihrem so milden Gespräche aufzurichten. Bisweilen ruhet dann ihr Auge mit einem Ausdruck mütterlicher, um den kranken Sohn besorgter, Liebe auf mir. Ahnet sie in solchen Augenblicken, was in mir vorgeht? Oder beklagt mich dieß schöne Herz um eines früheren, ihr bekannten Leidens willen, ohne zu errathen, was mich jetzt quält?

Sieh, lieber Herrmann! So schleppe ich mich hin, bald unter ihren Augen, bald fern von ihr; aber ich erkenne deutlich, daß das nicht so bleiben darf. Jenes schmeichelnd süße Gefühl, das mich in ihrer Nähe zu beseligen scheint, ist Täuschung, und ich muß ihm entsagen, wenn nicht das Übel, auf die Länge ganz unheilbar, mir und vielleicht auch ihr verderblich werden soll. Nicht, als ob ich hoffen könnte, hoffen möchte, daß sie einst meine Empfindungen theilen sollte — o uns trennt eine doppelte Kluft! — aber weil Bosheit und Unverstand rastlos sind, weil ein unbewachter Augenblick Mißverständnisse erzeugen, und die Quelle endloser Unannehmlichkeiten für sie werden könnte, der ich

so gern mit meinem Leben jede trübe Minute abzukaufen wünschte.

Mein Vorsatz steht fest. Die Ausführung muß ich noch verschieben. Ich erwarte die Bestätigung Deiner letzten Nachricht, daß Fahrnau in's Innere von Frankreich gebracht worden sey. Ist dieß wahr, dann gilt es entschlossen zu handeln, und ich weiß, was ich zu thun habe. Daß das einmahl als gut und nothwendig Erkannte mit großer Gewalt auf das Willensvermögen Deines Freundes wirkt, weißt Du, und darum sey unbesorgt! Ich kann gleiten, straucheln; vor dem F a l l e n wird mich Gott bewahren, und auf Erdenglück habe ich längst verzichtet.

Achter Brief.

Leonore von Fahrnau an die Baroninn von Lehmbach.

Rosenstein den 1ten May 1813.

Ich habe sehr schwere Tage verlebt, liebe Schwester, Tage voll Stürme, voll Thränen, voll tiefen, heiligen Schmerzens!

Julius ist fort. Ich bin nun ganz verlassen, und alle Leiden der ersten noch schrecklicheren Trennung erneuern sich bey diesem Nachbild in meiner müden Brust. Dennoch muß ich sagen, es ist gut, daß es so ist. Ich muß den Scheidenden noch segnen, und Gott für seinen Entschluß, und die Kraft, ihn auszuführen, danken.

Liebe, liebe Clara! Wie haben die Auftritte der letzten Tage mein Herz verwundet, und welche düstere Tiefen des Irrthums und der Gefahr haben sie mir in Julius und meiner Seele gezeigt!

Ja, der Mensch ist ein schwaches, gebrechliches Geschöpf, und es ist eine niederschlagende, aber für den menschlichen Stolz sehr heilsame Bemerkung, wie auch die besten Menschen sich nicht genug vor der Macht der Leidenschaft, und der noch gefährlicheren Gewalt der stillen Gewohnheit zu hüthen haben, daß sie uns nicht nach und nach entmannen, und wir uns zuletzt unauflösbar in ihren Fesseln verstrickt finden. Je demüthigender aber diese Ansicht des menschlichen Herzens ist, desto erhebender erscheint die Größe eines Gemüths, das seinen Schmerz und seinen heißesten Wunsch mit Kraft bekämpfen, beyde mit ruhiger Überlegung, nicht etwa im Rausche schwärmerischer Entzückung, einer höher erkannten Pflicht zum Opfer bringen, und mit Verzichtleistung auf Alles, was wir Erdenfreuden nennen, das Glück geliebter Wesen gründen will.

So kann Julius handeln. Und wer könnte mich tadeln, wenn ich gestände, daß ich diesen edlen großen Freund wie einen Bruder liebe, und daß ich, wenn ich Fahrnau nicht früher gekannt hätte, und diese Empfindung nicht bereits mein ganzes Wesen beherrschte, ihn, und nur ihn allein mit mehr als schwesterlicher Neigung auf ewig umfaßt haben würde. Auch darum ist es gut, daß er

fort ist, und unter Thränen muß ich sagen: Ich freue mich dessen.

Ich habe, wie ich Dir oft geschrieben, schon längst eine unglückliche Neigung in Julius Brust entstehen und unaufhaltsam wachsen gesehen. Wie oft, wenn er in düsterem Nachsinnen mir gegenüber saß, wenn ich verstand, was in seiner Seele vorging, ohne daß er sprach, hatte mich eine tiefe Wehmuth und ein Schmerz ergriffen, den ich trostlos hätte nennen müssen, wenn nicht die Betrachtung, mit welchem Edelmuth und welcher Kraft er sein Schicksal trug, einen Strahl himmlischer Beruhigung darüber verbreitet hätte! Wenn er sich dann entfernt hatte, wenn sein Anblick, die Anmuth seines Umgangs, und die Überredung, welche auf seinen Lippen wohnt, mein Gefühl nicht mehr bestachen, und meinen Vorsatz nicht entkräfteten, nahm ich mir ernstlich vor, offen und ruhig mit ihm zu sprechen, und ihm zu erklären, daß ich lieber dem Trost seines Umgangs, und selbst den Hoffnungen, die daraus für mein und Fahrnau's Schicksal flößen, entsagen, als ihn länger in meiner für ihn nur Unglück bringenden Nähe halten wollte. Ich hatte meine Rede auswendig gelernt, und mich auf Alles vorbereitet. Aber wenn er dann wieder eintrat, wenn ich diese Züge sah, diese

Stimme hörte, und die Kraft, mit der er sich beherrschte, meine voreilige Meinung von seiner hoffnungslosen Leidenschaft Lügen zu strafen schien; dann mangelte mir der Muth zu sprechen, ja, indem ich auf der einen Seite mich mit einer eitlen Anmaßung in seinen Augen lächerlich zu machen fürchtete, hielt auf der andern der schmerzliche Gedanke, den treuesten, edelsten Freund von mir zu verbannen, mich zurück.

So gab ich aus mehr als einem Grunde den festgefaßten Vorsatz auf, um ihn, wenn Julius fort war, und ich mir seine Blicke, seine Worte zurückrief, auf's Neue zu entwerfen, und beym nächsten Besuch eben so fruchtlos wieder fahren zu lassen.

Er war stärker als ich. Kein unseliger Augenblick, der ihm etwa sein wohlbewahrtes Geheimniß entrissen hatte, keine Erklärung von meiner Seite, nichts als sein reiner, fester Wille hatte ihn bestimmt, und der Entschluß, sich loszureissen, und selbst in diesem Losreissen, wie ein wohlthätiger Genius im Scheiden, noch Gutes für uns zu wirken, keimte frey aus seiner großen Seele empor.

Es war ein milder, stiller Frühlingsabend. Ich war mit den Kindern von einem Spaziergang heim-

gekehrt, auf dem ich mich, während Adolph mit seiner Schwester in den frischbelaubten Gebüschen herumschwärmte, sie junge Frühlingsblumen zu Sträußern in ihre Gläser pflückte, und er auf's Pflanzensammeln ausging, in die schönen alten Zeiten zurückgeträumt, und um Ludwig, an dessen Hand ich diesen Weg tausendmahl gemacht, getrauert hatte. Wie manche Scene der Vergangenheit war mir da nicht eingefallen! Nun waren beynahe zwey ganze Jahre herum, und mein Auge hatte ihn nicht mehr gesehen, ich wußte nichts von seinem Schicksale, nicht einmahl, ob ich den Gemahl, den Vater meiner Waisen, je wieder erblicken würde! Es schien mir, daß selbst das Wiedererwachen der Natur, wo Alles, was verloren war, doch wieder kam, sich erneuerte, und wieder schön ward wie ehemahls, mir das ewig gleich Trübe meiner Lage, in der kein Frühling ersteht, doppelt fühlbar machte.

In solchen Gedanken näherte ich mich dem Schlosse, und wie ein zweytes, beynahe noch tieferes Weh durchzuckte es mich in diesem Augenblick, als Julius, der so eben vor dem Thore vom Pferde gestiegen war, mir mit ernsten, aber freundlichen Blicken entgegen trat. Ich fühlte seine

Schmerzen in meiner Seele, und beynahe wären meine Thränen hervorgebrochen.

Er sprach etwas Gleichgültiges, und ich erhielt Zeit mich zu fassen. Als wir uns der Treppe näherten, stand er einen Augenblick still. Der Abend ist so schön, gnädige Frau! sagte er: Wollen Sie wirklich schon in's Zimmer?

Mir fiel das auf, denn bis jetzt hatte er nie auf die Umgebung unseres Zusammenseyns geachtet. Auch glaubte ich auf einmahl etwas Feyerliches in seinem ganzen Wesen zu bemerken.

Lassen Sie uns in den kleinen Vorgarten gehen, sagte ich, wenn es Ihnen Freude macht, lieber Tengenbach!

Ich hatte, ohne daran zu denken, meine Hand bey diesen Worten gegen ihn ausgestreckt. Er ergriff sie, und führte sie hastig an seine Lippen. Das war, seit wir uns kennen, kaum dreymahl geschehen.

Er ließ meine Hand auch nicht mehr los, aber er drückte sie nicht; vielmehr schien er sich wie ein Kind daran zu führen, und so kamen wir in den Garten.

Wir setzten uns auf die kleine Bank am Hause unter der schon begrünten Geißblattlaube. Vor uns streckten sich die Hyacynthen- und Tulpenbeete in

buntem Farbenspiel über den sanften Abhang hinunter, um uns wirbelten hundert Vögel ihr Abendlied aus halbumlaubten Büschen, hinter den gegenüberstehenden dunkelblauen Bergen sank die Sonne in ein Feuermeer, und goldene Tinten überströmten die Gegend, erhöhten das Blau der fernen Gipfel zum lieblichsten Violett, glühten an Felsen, schimmerten aus Bächen, und tauchten jeden Gegenstand in ein wunderbar feyerliches Licht. Eine Weile saß Julius schweigend neben mir, dann sagte er: Es ist ein prächtiger Abschied, den die Sonne von der Gegend nimmt. Bald wird sie verschwunden seyn, und doch trauert kein Geschöpf. Alle sehen ihr freudig nach, und letzen sich noch an ihren letzten Strahlen. So geht sie dahin, wie ein Held zum Siege.

Mir fiel der Abschied von Ludwig ein, den ich, ohne zu ahnen, wie lange und schmerzlich unsere Trennung währen sollte, mit viel zu leichtem Herzen genommen hatte. Ja, sagte ich, denn jedes Geschöpf weiß gewiß, daß das schöne Gestirn morgen wieder aufersteht, und daß es sich von Neuem an seinen Strahlen erfreuen kann. — Aber wenn die Nacht lange, wenn sie e w i g wäre? — Mich übermannte ein schmerzliches Gefühl, und ich verstummte.

Tengenbach wandte seine Augen auf mich, und sah mich düster an. Ewig! sagte er, und ein Seuf-

zer entwand sich seiner Brust: Es ist hart, für immer zu scheiden! Auch er schwieg nun, und wir saßen eine Weile, der scheidenden Sonne nachsehend, Jedes in seine Gedanken versenkt.

Ich habe Nachrichten von Baron Fahrnau, gnädige Frau! hub Julius wieder an.

Mein Gott! Und das sagen Sie mir jetzt erst? Das kann nichts Gutes —

„Verzeihen Sie, gnädige Frau, daß ich einen Augenblick Etwas, was Ihnen so wichtig ist, einer Angelegenheit nachsetzte, die mich selbst näher trifft!“

Meine ganze Aufmerksamkeit wurde rege: Eine Angelegenheit, die Sie selbst betrifft? O, Herr von Tengenbach! Wenn jene Nachricht keine schlimme ist, so sprechen Sie von dieser.

Ich mochte ihn wohl recht theilnehmend angesehen haben. Sein Auge ruhte mit wunderbar gemischtem Ausdruck auf mir. Er faßte meine Hand, schwieg noch einige Secunden, dann sagte er: Es ist ja Beydes innig verwebt, wie mein und Fahrnau's Schicksal! Und so erfahren Sie eines mit dem andern.

Ich zitterte, denn der Eingang schien mir wenig Gutes zu verkünden.

„Herrmann hat mir geschrieben. Er war selbst in Italien, und hat sich alle Mühe gegeben, Ihres

Gemahls Lage und Befinden zu erkunden, ja ihn, wo möglich, selbst zu sprechen. Alles war vergebens, und als er dennoch seine Bemühungen standhaft fortsetzte, erfuhr er zuletzt, Baron Fahrnau sey bereits seit zwey Monathen nicht mehr dort, sondern in's Innere von Frankreich gebracht worden.“

Mein Blut erstarrte, und Julius las meinen Schrecken in meinen Zügen.

„Befürchten Sie nichts, gnädige Frau! Seine Lage ist darum keinen Augenblick schlimmer. Vielmehr stimmt Alles, was mein Freund von wohlmeinenden und umsichtigen Männern hörte, dahin überein, daß sich mehr für seine Befreyung hoffen läßt, wenn es wahr ist, daß er außer Italien, und somit mehr außer der Einwirkung seines gefährlichen Feindes ist.

Ich athmete wieder auf, und sah Tengenbach mit halb besorgten Blicken an.

„Dieß zu erforschen ist nun das Erste und Nothwendigste, und das läßt sich nur an Ort und Stelle thun. Walters Geschäfte, oder vielmehr die Besorgung meiner Angelegenheiten hindern ihn, Fallowetz abermahls auf längere Zeit zu verlassen. Ich bin ohne Geschäfte, so wie ohne Bestimmung in dieser Welt, und es wird mir zur Zerstreuung, zur — Aufheiterung dienen, wenn ich mich wieder

ein wenig in der Fremde umsehe. Ohnedieß fordern meine Verhältnisse mit der Regierung in Mailand meine Anwesenheit daselbst. Ich werde also hinreisen, und mir bey dieser Gelegenheit zugleich Gewißheit über den Aufenthalt Ihres Gemahls und über die Schritte verschaffen, die zu seiner Befreyung am Pariser Hofe, oder bey Napoleon selbst, zu machen wären.

Ich hörte Julius an, ohne ihn zu unterbrechen. Ein kalter Schauer durchlief mich. Die erneuerte Ungewißheit in dem Schicksale meines Gemahls, und die nahe Trennung von dem treuen Freunde, Beydes ergriff mich so schmerzlich, daß ich nicht antworten konnte.

Es ist durchaus nothwendig, daß ich gehe, hub er nach einer Weile wieder an, und da es besser ist, einen wohlüberlegten und nothwendigen Vorsatz nicht zu verschieben, so ist mein Plan, übermorgen abzureisen.

Übermorgen? rief ich erschrocken.

Er schien es nicht zu bemerken. „Der morgige letzte Tag gehört meinem guten Oheim. Heut bin ich hier, um mich von Ihnen zu beurlauben.“ Seine Stimme wankte doch, indem er das sagte, und ich konnte meine Thränen nicht mehr zurückhalten.

Er drehte sich jetzt gegen mich, denn alles Vori-

ge hatte er, den Blick auf den Boden geheftet und mit der Reitgerte Figuren in den Sand ziehend, gesprochen. Gnädige Frau! sagte er mit zitternder Stimme: Dieses Zeichen Ihrer Theilnahme — ich weiß wohl, wie viel davon auf Rechnung Ihres ohnedieß bewegten Gemüthes zu schreiben ist — aber — es freut mich doch! Er war aufgestanden, faßte meine Hand, und sah mich mit dem unverhehlten Ausdruck innigster Zärtlichkeit an. Mein Blick begegnete dem seinigen, ein nahmenloses Gefühl ergriff mich, und ich brach in das heftigste Schluchzen aus.

O Gott! Gott! Leonore! rief er, und schlang seine Arme um mich: Wär' es möglich! Wäre ich Ihnen theuer?

Ich stand ebenfalls auf. Ja, Herr von Tengenbach! sagte ich, indem ich seine Hand faßte, die er bey meiner ersten Bewegung von meinen Schultern zurückgezogen hatte: Ja, ich schäme und scheue mich nicht, es Ihnen zu gestehen. Sie sind mir theuer, und ich halte dieß Gefühl für eben so natürlich als rechtmäßig. Die Art, wie Sie sich mir in jeder Beziehung gezeigt, was Sie für uns gethan haben, muß jedes Herz mit Achtung für Sie erfüllen. Urtheilen Sie nun, was ich für Sie empfinde! Ja, ich liebe Sie herzlich, und der Abschied

von Ihnen schmerzt mich tief. Das dürfen Sie wissen. Vor dem treuesten Freund, der alle Tiefen meines wunden Herzens kennt, kann ja der Schmerz um ihn selbst kein Geheimniß bleiben.

Er faßte meine Hand, und drückte sie heiß und lange an seine Lippen.

Leonore! sagte er endlich: Daß mich diese Trennung unendlich viel kostet, daß nur die Überzeugung von ihrer Nothwendigkeit mich bestimmen konnte, das einzige Glück, das ich auf Erden habe, selbst zu vernichten, das werden Sie mir wohl glauben?

Ich weinte, und antwortete nicht. Auch er schwieg. Unsere Hände lagen ineinander.

Es ist Zeit, sagte er endlich gepreßt: Leben Sie wohl! — Ich sah ihn ängstlich an. — Ich muß fort! rief er: Es ist nicht gut, dem unvermeidlichen Schmerzen so lange in's Auge zu sehen. Leonore! Ich scheide für lange Zeit, vielleicht für immer!

Nein, nein! rief ich, und umfaßte seine Hand mit meinen beyden. Er zitterte, doch sagte er gefaßt: Unsere Zukunft steht bey Gott! Wie Manches ist geschehen, das gar nicht vorgesehen, gar nicht so gemeint war! Leonore! Auch Sie waren einst mir bestimmt!

Ich erröthete.

„Erlauben Sie mir in der letzten feyerlichen Minute unsers Zusammenseyns, Sie an dieß Verhältniß zu erinnern, das ich sonst nie berührt haben würde! Sie waren mir bestimmt. Ich habe meine Seligkeit selbst verscherzt. Es war meine Schuld. Wie bitter ich büße, weiß nur Gott und ich!

Ich sah zu Boden, und antwortete nicht.

Leonore! hub er feyerlich an: Ich scheide — für lange, lange Zeit. Dieser Augenblick, wie der letzte eines Sterbenden, lös't alle Bande der Rücksicht, und hebt jedes irdische Verhältniß auf. Ja, Du darfst es hören. Ich liebe Dich, ich liebe Dich mit leidenschaftlicher Innigkeit! Ich konnte Dich besitzen, ich habe Dich verwirkt. Das ist der entsetzlichste Schmerz, den ich je gefühlt. Weine, sanfte, reine Seele! Schenke dem Unglücklichen deine Thränen, dem Du sonst nichts geben kannst!

Mein Schluchzen ward heftiger. Ich glaubte, das Herz würde mir zerspringen. Julius! rief ich: O mein Freund, mein Bruder! Meine Arme öffneten sich unwillkührlich, er sank an meine Brust.

Endlich richtete er sich auf. Habe Dank für diesen Augenblick! sagte er mit himmlischer Verklärung in den hellblauen Augen: Ja, meine Schwester! Und Fahrnau, mein Bruder! Euch gehört mein Leben! In euch allein fühle ich es noch! —

Und nun noch eine Bitte! Gib mir, meine fromme Schwester, deinen Segen auf die weite Reise!

Julius! Was denken Sie?

Schlage mir die Bitte nicht ab! Es ist meine letzte. Er kniete vor mir. Ich legte die Hand auf seine Locken, blickte weinend und bethend zum Himmel — ach ich hätte für meinen Adolph nicht brünstiger bethen können! — und machte das Zeichen des heiligen Kreuzes über ihn. Er stand langsam auf, schüttelte mir noch einmahl die Hand — und war fort. Mich aber übermannte ein so unendlicher Schmerz, daß ich ihm nicht folgen konnte, sondern auf den Rasensitz sank, und in Thränen zu vergehen glaubte.

Nach einer Weile hörte ich leise Tritte. Es waren die Kinder, beyde weinend. Tengenbach hatte sie aufgesucht. Er hatte Adolph ein sehr schönes englisches Etui zum Zeichnen, Marien ein prächtiges Kreuz von Diamanten gegeben. Nimm diß Kreuz zum Andenken eines Menschen, hatte er ihr gesagt, der in seinem Leben viel gelitten hat! Möge Gott dich vor dem wirklichen bewahren! und kommt es über dich, so lerne von deiner Mutter, wie du es als Christinn und brave Frau tragen sollst! Dann hatte er beyde weinend und innig umarmt, sich auf's Pferd geschwungen und war den Schloßberg hinabgesprengt.

So war er fort! Wir weinten alle drey noch lange zusammen, und ich fühlte mich zuletzt so angegriffen, daß ich mich niederlegen mußte. Die Kinder saßen still am Fenster. Jedes betrachtete sein Abschiedsgeschenk, das ihm keine Freude gewährte; denn sie hatten Julius lieb gehabt, wie einen älteren Bruder.

Nun ist es so einsam, so schauerlich um uns, und aller Schmerz um den entrissenen Vater und Gemahl erneuert sich bitterer in diesen frischen Wunden. O meine liebe Clara! Werde ich nun bald genug verloren haben? Was bleibt mir denn noch auf der Welt außer meinen Kindern und Dir, die Du ohnedieß so gar weit von mir bist? Gott beugt mich sehr tief. Er weiß, wozu auch das nützt, und ich halte still; aber ich fühle mich sehr unglücklich. Freuden habe ich längst nicht mehr gekannt; jetzt ist auch meine stille Ruhe entwichen, und ich empfinde eigentlich nichts, als daß mir überall und in jeder Beziehung etwas fehlt.

Neunter Brief.

Lothar an den Obersten Fierolles.

Aus der Residenz den 26sten May 1813.

Sehr ärgerlicher Weise hat meine Mission mich gerade in den glänzenden Tagen des neu eröffneten Feldzugs hierher zu unthätiger Muße verdammt, und ich sitze in der großen Stadt unter diplomatischen Gesichtern, politischen Wetterpropheten und zankenden Weibern, indeß unser Heer die Erstlingsblüthen der Siegespalme pflückte, und Alles sich wieder in das gewohnte und nothwendige Geleise fand. Die Träume der Weltbefreyer, die auf ein vorübergehendes Unglück ihre sanguinischen Hoffnungen zu kühn bauten, sind nun in ihrer ganzen Nichtigkeit bloßgestellt. Nie und nimmer werden die Deutschen Fürsten dem angestammten Streben nach Vereinzelung, das sich geschichtlich in den Germanischen Stämmen nachweisen läßt, entsagen,

um sich in Einen großen Bund gegen uns zu vereinigen. Diese Furcht, die sich auch Deiner vor einiger Zeit zu bemächtigen anfing, kannst Du nun aufgeben. Die Schläge bey Lützen und Bautzen haben die Träumer aufgeschüttelt, und der Rausch der Deutschheit wird eben so spurlos verfliegen, wie er kopf- und zwecklos sich erzeugte.

Dein letzter Brief hat ebenfalls etwas ärgerlich auf mich gewirkt. Laß Dich doch nicht von allzugroßer Zärtlichkeit gegen Deine schöne Freundinn verleiten, Dich dienstfertig in die klatschhaften Angelegenheiten dieser Weiberseelen zu mengen! Was geht es Bertha an, wie ich mit Rosalien stehe, und ob ich ihr eine Andere vorziehe, oder nicht? Daß doch die Weiber gar so gern ihre Hände in fremden Geschäften haben, und wenn sie nicht regieren können, doch wenigstens ordnen und schlichten wollen!

Dir darf und will ich kein Geheimniß aus dem machen, was ich thue oder empfinde, obwohl es mir nicht wichtig genug schien, von so kleinlichen Angelegenheiten mit Dir zu reden.

Rosalie ist verblüht, sie kränkelt, ihr Geist, das frische, rege Leben, das sie in Italien und früher auch hier bewegte, ist entwichen, und hat einer krankhaften Reizbarkeit Platz gemacht. Eine klagende Stimmung läßt sie Alles in düsterem Lichte sehen,

über Allem schwer werden, und daher auch Alles schwer nehmen. Ich kann nicht läugnen, daß sie mich durch dieses Betragen von sich scheucht, und sie irret sehr, wenn sie meint, daß Vorwürfe oder Mitleid mit selbst erregten Schmerzen mich zurückbringen werden.

Ida ist allerdings ein ganz anderes Wesen. Verstand, Talent, frischer Jugendreiz und eine klare, sichere Beurtheilung der Welt machen sie zur Antipodinn unserer Dichterinn. Aber laß Dich von den Ansichten der Weiber nicht verleiten, hier auf etwas Tieferes zu schließen, als auf ein gleiches Wohlgefallen am Anziehenden, das mich früher bey Rosalien festhielt! Auch Ida hat ihren Werth, wie ihn Rosalie hatte. Die zarte Rose hat ihren Reiz, wie die glühende, stolze Nelke. Jene hat ein heißer Sommertag welken gemacht, diese prangt in dauerhafterer Blüthe. Am Ende sind sie alle Blumen, geschaffen, uns zu ergötzen und zu verwelken.

Mache von diesen Geständnissen den Gebrauch, den Du willst, und schreibe Deiner Freundinn, was Dich gut dünkt, wenn Du anders Dein Unterhändleramt fortsetzen willst! Besser wäre es auf jeden Fall, Du ließest es. Mögen die Frauen klatschen, überlegen, Plane machen und calculiren! Wir sollen uns damit nicht befassen. Leb wohl!

Zehnter Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Aus der Residenz den 2ten Junius 1813.

Dein letzter Brief hat mir sehr wehe gethan. Du wolltest das nicht, liebe Bertha! Du wolltest nur rathen, helfen. Ich verstehe Deine Absicht wohl, und danke sie Dir; aber ich kann auch die leiseste Berührung meines Inneren jetzt nicht vertragen. Ich bin krank, Bertha! sehr krank, obwohl ich nicht zu Bette bin, nicht einmahl zu Hause bleibe, und mich mit todtwunder Seele in unseren Gesellschaften herumschleppe. Das ist eben der eigentlich tödtliche Character des allergrößten Leides auf Erden, daß es keine Mittheilung verträgt, und daß es sich nicht allein dem Auge der Menschen, sondern auch dem Auge der Freundschaft verbergen muß!

Ja, ich gehe in die Welt. Diese boshaften, tückischen, diese pflicht- und treuvergessenen Seelen

sollen den Triumph nicht haben, als hätte es ihnen gelungen, mein Herz zu zerfleischen. Ich putze mich sorgfältiger, als je, und Schminke und andere Toilettenvortheille verhüllen die Verheerungen des Grams an meiner Gestalt. O, ich bin noch schön! Das sagt mir nicht allein mein Spiegel, es sagen mir's die Huldigungen so Vieler, deren Herzen ich besitzen, beherrschen könnte, wenn ich wollte, und die ich alle — alle hingäbe um Einen Tag aus der Vergangenheit!

Man hat es mannigfach versucht, mich zu kränken. Ich verachte die Armseligen; aber ich will ihnen zeigen, wer diejenige ist, die sie sich mit ihrem kleinen Maßstabe zu messen erkühnen. Ich will noch einmahl in die goldenen Fäden meines Saitenspiels greifen, noch einmahl sie von allen den nahmenlosen Gefühlen ertönen lassen, die meine wunde Brust bewegen. Aushauchen will ich meinen Schmerz, ausströmen mein unendliches Leid, unter dunkeln Bildern will ich mein böses Schicksal klagen, und kein Lied soll mir so gelungen haben, keines so geeignet seyn, jedes fühlende Herz zu ergreifen und in seinen innersten Tiefen zu erschüttern! O, daß ich unter diesen Klängen vergehen könnte, wie Herders sterbender Schwan, als er die Leyer seines Gottes vernahm, und, von diesen Tönen aufge-

regt, es selbst versuchte zu singen, und in dem Singen verging!

O seliger, seliger Tod, so in Klängen zu sterben! Ja, ich sehne mich nach Dir! Die Welt ekelt mich an, das Leben hat nichts, gar nichts für mich!

Leb wohl, meine Bertha! Schreibe mir bald wieder, aber nichts von guten Rathschlägen, wie ich mich gegen Lothar, über den ich ja nicht zu klagen habe, oder gegen jene Übermüthigen, die mich verfolgen, benehmen soll! Das läßt sich schwer aus der Ferne beurtheilen, und kaum in der Nähe gehörig thun. Darum nichts, nichts mehr von solchen Gegenständen!

Eilfter Brief.

Gräfinn Ida von Lichtwerth an ihren Bruder Friedrich.

Aus der Residenz den 3ten Junius 1813.

Obwohl Du mir, als ein sehr bequemer Herr, auf zwey Schreiben noch immer nicht geantwortet hast, will ich doch auch jetzt noch Gnade für Recht ergehen lassen, und Dir wieder einen langen, ausführlichen Brief schreiben, damit Du in Deiner entfernten Garnison vernehmest, wie es mir hier im Mittelpunct lebhaft wirkender Kräfte und beständiger Abwechslungen gehe.

Ob und wie lange Du noch in dieser Unthätigkeit und Entfernung vom Schauplatz der großen Begebenheiten bleiben wirst, ist ungewiß. Ein geheimnißvolles Dunkel liegt auf dem Ganzen, und wichtige Unterhandlungen scheinen sich dahin anzulassen, daß Alles friedlich gelöset, die aufgeregten

Streitkräfte wieder in Ruhe gethan, die Klügeren und Mächtigeren sich auf Unkosten der voreiligen Schwachheit bereichern, oder vielmehr ihre Neutralität sich theuer bezahlen lassen, und so die Dinge wieder in den vorigen Zustand zurückkehren werden.

Bis jetzt hat die Woge des Kriegs unsere Güter verschont. Auch hier ist nichts von seinen Verwüstungen, aber wohl Manches von seinem regen Treiben und seinen glänzenden Begleitungen zu spüren. Viele angesehene französische und verbündete Offiziere und Diplomatiker sind hier. Der Hof ist auf seinem Lustschloß, um welches herum sich das glänzendste Leben verbreitet. Wer nur immer kann, nimmt daran Antheil. Daß ich es nicht versäume, kannst Du denken, und wahrlich, ich glaube, der, dem Geburt, Naturgaben und Reichthum Anspruch auf diese Freuden und die Möglichkeit verschaffen, sie zu genießen, müßte entweder stumpfsinnig, oder sehr schwach seyn, wenn er sich von fremdem Eigensinn daran hindern ließe.

Ich habe dieserwegen einige widerwärtige Auftritte mit Lichtwerth gehabt, und es hat Mühe gekostet, meine gerechten Forderungen an Lebensgenuß und anständige Existenz gegen die ängstlichen Rücksichten seiner Geldliebe — um kein härteres Wort zu brauchen — durchzusetzen. Es ist doch er-

bärmlich, wenn ein Mensch sich durchaus auf keinen höheren Standpunct zu stellen, immer nur das Bedürfniß des Augenblicks mit beschränkter Ansicht zu bemessen im Stande ist, und jede Zukunft, jede Anstrengung, die ihren Lohn in einiger Entfernung mit sich bringt, als etwas Ungeheures betrachtet, das zu unternehmen Thorheit ist.

Indessen ich bleibe hier. Lichtwerth hat mir tausend Dukaten da gelassen, um bis zum Ausgang der großen Dinge, die sich wahrscheinlich bald entscheiden werden, hier mit Anstand zu leben. Er für seine Person ging nach Hause, um auf seinen Gütern nachzusehen, und ich kann das nicht bedauern, da es hier doch immer einige unangenehme Collisionen gegeben hat. Jetzt, nachdem der Schritt geschehen, und er nicht durch tägliche Reibungen aufgereizt ist, schreibt er mir recht zärtliche Briefe, und wir stehen auf excellentem Fuße.

Mein letztes Schreiben hat Dich schon von einigen verunglückten Versuchen der berühmten Frau, ihren vorigen Platz in der großen Welt zu behaupten, unterrichtet. Ich, und noch einige Damen, welchen ihre Anmaßungen längst unerträglich waren, thun, was wir können, um sie fühlen zu lassen, daß nicht mehr Alles so steht, wie ehemahls, und die erklärte Maitresse des Obersten Lothar die

Achtung nicht mehr fordern kann, welche man der zwar zweydeutigen, aber doch ziemlich anständigen Frau des pohlnischen Edelmanns zugestanden, die ihren damahligen Liebeshandel mit dem Gemahl einer Andern wenigstens unter dem gehörigen Schleyer des Geheimnisses trieb. Zu Hause mag ein Jeder thun, was ihm beliebt; die äußeren Formen aber fordern Achtung, und wehe dem geselligen Leben, wenn diese einmahl ungescheut und überall verletzt werden dürften!

Mir ist sie entschieden feind. Das begreift sich leicht. Ich stehe zu blendend vor ihr, und zu den kleinen Talenten, womit ich den aufgedunsenen Ruhm ihrer Schriftstellerey aufwiege, gesellt sich bey mir ein heiterer Sinn und eine klare Lebensansicht, die ihrem verworrenen Gemüthe ewig gefehlt hat, und deren Mangel jetzt aus mehr als Einer Ursache bey ihr noch fühlbarer wird. Sie eifert mit mir. Das schreibt sich schon aus Italien her. Lothar hat mich in Florenz und Mailand auffallend ausgezeichnet, in **gau aber, wo uns der vergangene Sommer auf einige Zeit unter recht angenehmen Beziehungen vereinigte, wurden seine Bestrebungen um mich um so merklicher, je mehr mein Stolz, und Rosaliens Klagen und Vorwürfe zunahmen. Auf mein Herz wird dieser Mann nie

einen Eindruck machen, und ich werde um seinet-
willen nie auch nur den Schatten des Anstandes
verletzen, oder vergessen, was ich mir schuldig bin.
Aber eben diese Zurückhaltung scheint ihn noch mehr
aufzureizen, und die schwere Eroberung für den
allgemeinen Sieger unseres Geschlechts noch mehr
Werth zu haben. Indessen belustigt mich das Spiel.
Lothar ist eine der bedeutendsten, und vielleicht jetzt
die bedeutendste Figur am hiesigen Hofe. Seine di-
plomatische Mission richtet die Augen des Fürsten
und aller Minister auf ihn, und, was man vor
zwey Jahren aus geheimer Furcht für ihn that,
geschieht jetzt öffentlich mit Pomp. Er erscheint überall
an der Seite des Fürsten, man gibt ihm zu Ehren
Feste, er ist der Mann des Tages, und dieser
Mann, den schon dieser Umstand allein merkwür-
dig machen würde, der aber mit seiner politischen
Wichtigkeit so viel Geist, und so viel Originalität
vereinigt, daß er auch dadurch allein gelten könnte,
bewirbt sich vor dem ganzen Hofe um meine Gunst,
und i ch bin es, der alle Huldigungen, welche er
überall einnimmt, als ein köstliches, aber darum doch
vergebliches, Opfer zu Füßen gelegt werden.

Wie das auf seine verlassene Schöne wirkt,
kannst Du denken. Sie härmt und quält sich ab,
und biethet jeden Überrest ihrer veralteten Reize

auf, den Entronnenen wieder in ihre Netze zurückzuziehen. Das ist wohl eine vergebliche Mühe, und so wenig ich im Grunde ihrem Herzen diesen Besitz streitig zu machen wünsche, so finde ich es doch recht, und des Beyspiels wegen gut, daß ein so gesetzloser Wille, der jederzeit nur von seinen Launen und Leidenschaften Befehle annahm, gezüchtigt werde.

Wie lange das noch dauern wird, weiß ich nicht, denn ich weiß nicht, wie lange Lothar und alle die Fremden, die zum Theil sein Hierseyn vereinigt, noch da bleiben werden. Aber ich denke auch nicht daran. Ich genieße den Glanz, die Freuden, die Auszeichnungen, welche der Augenblick mir darbiethet, und die Gesetze des Wohlstandes zu genießen erlauben; ich verliere meine Ehre, und was weibliche Würde von mir verlangt, nicht aus den Augen, und werde, auch wenn der reißende Zeitstrom mir alles das wieder entführt, in der Einsamkeit meines Schlosses nicht unglücklich seyn. Leb wohl!

Zwölfter Brief.

Rosalie von Sarewsky an Lothar.

Aus der Residenz den 4ten Junius 1813.

Seit acht Tagen hast Du mich nicht besucht, und auf zwey Briefe habe ich keine Antwort. Ich bin krank, kein Schlaf erquickt mich, und die Natur in ihrer Frühlingspracht ist ein weites Grab für mich. An Deine Liebe mache ich wohl längst keine Ansprüche mehr, aber auf Deine Freundschaft und Theilnahme habe ich ein heiliges Recht. Bedenke Lothar, was Du mir warst, und was ich um Deinetwillen gelitten! Rufe Dir die Zeit in Florenz zurück, als ich an Deinem Lager wachte, und jeden Hauch Deiner gepreßten Brust, jeden Blick Deiner halbgebrochenen Augen mit der Ängstlichkeit verzweifelnder Liebe beobachtete! Denke an die Himmelsstunden, in welchen wir Dein Wiedererwachen zum Leben an den blühenden Ufern des Arno

feyerten! Laß die wesenlosen Schatten jener Gefühle, mit welchen Du damahls mich an Deine Brust drücktest, aus ihren vergessenen Gräbern hervorgehen! Laß sie sich um Dich reihen, und Dich für mich nur um Eine, Eine Stunde der Zusammenkunft bitten! Ich habe sehr nothwendig mit Dir, und zwar über Etwas zu sprechen, was ich einem Briefe nicht anvertrauen kann. Sonst würde ich Dir — bey aller billigen Rücksicht, die die einst geliebte Freundinn jetzt noch fordern könnte — auch diese kleine Mühe nicht machen.

Dreyzehnter Brief.

Lothar an Rosalie von Sarewsky.

Aus der Residenz den 4ten Junius 1813.

Es ist eben so befremdend als unangenehm, liebe Sally, sich ewig mißverstanden, in diesem Mißverständniß angeklagt, und mit Vorwürfen bestürmt zu sehen, die man auf keine Art verdient. Ich werde heute Abends um sechs Uhr bey Dir seyn, und es wird mich freuen, Dir durch das Vergnügen, womit ich Deine Aufträge übernehme, zu zeigen, daß ich nicht aufgehört habe, Dein Freund zu seyn. Übrigens, meine schöne Freundinn, will auch ich Dir jene unzähligen Gespräche zurückrufen, die wir zusammen hielten, und deren Zweck kein anderer war, als Dich, wo möglich, auf den richtigen Gesichtspunct zu stellen, von welchem aus jeder Mensch, dem seine Ruhe und sein Glück lieb ist, die Welt, die Menschen und sich selbst betrachten muß. Es ist

eben so sehr Täuschung, jene Bilder, die uns eine unnatürlich aufgereizte Phantasie vorspiegelt, für echte Auffassungen, für wirkliche Gegenstände außer uns zu halten, als es zweckwidrig ist, unsere Freunde, die uns lieben sollen, und deren wir bedürfen, nach diesen Träumen zu beurtheilen, und zu — quälen. Das, schöne Sally, vergiß nie, und zähle zuversichtlich, wenn Du meiner bedarfst, auf Deinen alten Freund!

Vierzehnter Brief.

Gräfinn Ida von Lichtwerth an ihre Mutter.

Aus der Residenz den 5ten Junius 1813.

Ich habe Ihnen neulich geschrieben, daß Lichtwerth es für nöthig fand, auf seine Güter zu reisen, und ich, weil mir diese Reise ganz zwecklos, und eine bloße Folge seiner Liebe zu Einschränkungen schien, hier blieb. Ich kann diesen Entschluß nicht bereuen. Was sollte ich wohl unter den Unruhen und Verwirrungen bald vor- bald rückwärts sich bewegender Heere, unter dem Geschrey von Vaterlandsliebe, Freyheit u. s. w. und unter dem Getümmel aller der Anstalten für Verwundete, Kranke, Ausziehende, Heimkehrende, die dort von der Dame bis zur Waschfrau herunter alle Köpfe mit eitlem Dunst, und alle Hände mit unnützen Arbeiten füllen? Aber Eine unangenehme Folge meines Schrittes hatte ich doch nicht vorgesehen,

und an ihre Möglichkeit, um aufrichtig zu reden, nicht gedacht. Es ist diese, daß ich dem Schein nach weniger beschützt, und den Angriffen unternehmender Kühnheit mehr ausgesetzt bin. Wie seltsam ist doch das Urtheil der Welt! Welcher Mann, und sey er noch so klug, so selbstständig und achtungswerth, wird seine Frau vor falschen Schritten bewahren können, wenn es ihr eigenes Bewußtseyn nicht thut? Und nun vollends Lichtwerth!

Dennoch ist es so, und ich empfand es mit einem sehr unangenehmen Gefühle gleich in den ersten Tagen nach Lichtwerths Abreise, der nun freylich durch die Art, wie er von meinem Hierbleiben und seiner Einsamkeit auf dem Lande sprach, unverständiger Weise die Welt auf einen Zwiespalt in unseren Ansichten aufmerksam machte, der ihr durch meine Klugheit und mein Betragen ewig hätte verborgen bleiben können. Vor andern glaubte der Oberste Lothar, dem ich und mein Mann von Italien her mannigfach verbunden sind, der es aber bisher nicht gewagt hatte, den Vorzug, den er mir vor allen Frauen gab, anders, als durch ein höchst ehrerbiethiges Betragen zu beweisen, sich berechtigt, mir seine Huldigungen bemerklicher zu machen, und sich so zu benehmen, als läge etwas in meiner Handlungsweise, das uns einander näher brächte.

Sobald ich dieß merkte — und Sie wissen, mein Stolz war immer wachsam — ließ ich ihn fühlen, daß er mich nicht mit dem großen Haufen der Weiber vermengen, und vor Allem nicht nach seiner berühmten Freundinn beurtheilen dürfe. Er empfand alsogleich, was ich in mein Betragen gelegt hatte, und war klug genug, sich in die gehörigen Schranken zurückzuziehen; aber ich kenne ihn zu gut, um nicht zu fürchten, daß er zu seiner Zeit und an seinem Ort wieder versuchen wird, was jetzt nicht gelang, und ich muß daher sehr auf meiner Huth seyn.

Übrigens geht es mir hier trefflich, und ich führe ein höchst angenehmes Leben. Wie lange es dauern wird, weiß ich nicht; denn wenn es Lichtwerth einfallen sollte, mich ernstlich zurück zu berufen, würde ich doch gehen, weil ich glaube, ich wäre dieß mir selbst und meiner Würde schuldig. Doch hoffe ich das Beste von meinem Einfluß auf Wilhelms Gemüth, und von der Einsicht, die sich ihm zu Hause aufdringen muß, daß jetzt einmahl dort unter kranken Feinden und Freunden, und unter dem Gewirre sich rüstender Heere kein schicklicher Platz für seine junge und ausgezeichnete Frau sey.

Fünfzehnter Brief.

Julius von Tengenbach an Herrmann Walter.

** den 15ten Junius 1813.

Woher Dir eigentlich mein Brief kommt, kann Dir gleichgültig seyn. Du kennst die Züge meiner Hand, und weißt, daß es Dein Freund ist, der Dir schreibt. Die Hälfte meines Vorhabens ist ausgeführt. Ich habe es vermocht, mich von Leonoren zu trennen, und hinter den Felsengipfeln, die ich hier von meinem Fenster aus sehe, liegt das feste Schloß L'Avanche, das ihren Mann gefangen hält. Er ist nicht nach Grenoble, wie man Dir in Mailand, vielleicht, um Dich von der Spur abzubringen, gesagt hat, sondern hierher gebracht worden. Aber hier endet die unmittelbare Macht seines Verfolgers, und ich kann hoffen, auch die zweyte Hälfte meines Plans gelingen zu sehen.

Leonore ahnet nichts davon. Sie durfte es

nicht wissen. Ihrer Meinung nach bin ich auf meinen Gütern bey Dir, und dann in Mailand, um meine Geschäfte zu schlichten, und mich gelegentlich nach ihres Mannes Aufenthalt zu erkundigen. O mein Bruder! Welche Stunde war diese letzte, die ich bey ihr zubrachte! Sie weiß nun Alles, meine Empfindungen für sie, meinen Schmerz, meine Entsagung, nur meinen Vorsatz nicht, und diesen soll sie auch nie erfahren, wenn er nicht gelingt. Gehe ich darüber zu Grunde, ohne ihn auszuführen, so bleibt ohnedieß Alles still und stumm, wie das Grab, das den kühnen Abenteurer bedeckt. Wird Fahrnau frey mit mir, ohne mich, so wird er, der Glückliche! ihrem liebenden Herzen der willkommenste Bothe seyn. Er melde ihr, was geschehen, er fliege dann in ihre Arme, sie wird selig durch seinen Besitz, und der Endzweck meines Daseyns ist erfüllt; denn ich habe einen Vater und Gemahl seiner trauernden Familie zurückgegeben, und dem edelsten Herzen auf Erden den liebsten Wunsch erfüllt.

Einen Trost habe ich mit mir genommen. Sie ist mir gut, und vielleicht mehr als das. Aber ich hüthe mich, den Himmelsglanz, den diese Vermuthung in sich trägt, mit vorwitzigem Blicke zu enthüllen. Er würde mich blenden, entzü-

cken, ohne mich wahrhaft zu erfreuen. Soll ich triumphiren, wenn auch in ihrer Brust eine Flamme brennt, eben so hoffnungslos und eben so marternd, wie in meiner? Nein! Ich verschließe mein Auge diesem zu schönen Schimmer, mein Ohr dem schmeichelnden Flistern einer zu süßen Stimme. Nein! Sie soll, sie wird mir nichts anders seyn, als was sie aussprach: meine Schwester!

Und doch! Wenn ich mir alle Laute, alle Blicke, alle Bewegungen jenes letzten Abschieds zurückrufe! O mein Gott! Soll ich denn, so verarmt an Lebensglück, so bereit, auch seinem Rest sammt dem Leben selbst zu entsagen, so willig, die stolzeste Hoffnung auf dem Altar fremden Glückes zu opfern — soll ich auch nicht zuweilen mich an dem Gedanken weiden dürfen: Sie war Dir mehr als gut, sie liebte Dich mit einer lebhafterern, als Geschwisterliebe?

Ja! Ich will es denken, und ihr alle meine Kräfte, mein Leben weihen. Diese Liebe, rein, wie die der seligen Geister, kann nur zu Gutem begeistern, und ich überlasse mich furchtlos ihrem Zuge.

Ich habe meine Erkundigungen eingezogen. Das Schloß ist nicht gar zu streng bewacht. Man hält nebst Fahrnau noch ein Paar andere Staatsgefangene dort, bis die Gemächer in Grenoble zu ih-

rem Empfang bereit sind. Immer muß aber, was geschehen soll, bald gethan werden, denn auf der Festung möchte es mehr Mühe kosten, ja vielleicht unmöglich seyn, was man hier noch zu bewirken hoffen kann. Von außen sehen die Felsen steil genug aus, und das Schloß sitzt wie ein Adlernest darauf. Doch dem ernsten Willen ist nichts unmöglich, und das Wichtigste von Allem ist, mir bey dem Gefangenen selbst Glauben und Zutrauen zu verschaffen. Das ist jetzt mein eifrigstes Sinnen. Schon sind einige Schritte gemacht, und binnen drey Tagen muß Alles entschieden seyn. Auf jeden Fall hat mein Reitknecht die nöthigen Weisungen. Er bringt Dir bey schlimmem Ausgang meine Brieftasche, und mein letztes Schicksal. Leb wohl!

Sechzehnter Brief.

Leonore von Fahrnau an die Baroninn von Lehmbach.

Aus der Residenz den 25ten Junius 1813.

Ich habe mein stilles, ach! jetzt so einsames Rosenstein verlassen. Es war der Rath und Wunsch meines geschiedenen Freundes, und ich weiß sein heiliges Andenken durch nichts besser zu ehren, als durch die Befolgung seiner Ansichten, die ja immer, seit er sich meines trüben Schicksals annahm, mir gut und tröstlich waren.

Acht Tage nach seiner Abreise von Waldemuth erhielt ich durch seinen Oheim einen Brief von ihm. Er war kurz, gefaßt, ja, er sollte ruhig seyn; aber mein Herz verstand doch die Laute seines Schmerzens, die mitten durch diese gelassenen Accorde durchklangen. Er hatte auf dem Wege nach seinen Gütern theils die verläßliche Nachricht von

der Annäherung des feindlichen Heeres gegen unsere friedlichen Berge erhalten, theils die Vorbothen desselben selbst getroffen. Unter diesen Umständen, wo die Woge des Kriegs sich mit irgend einer plötzlichen Wendung leicht bis in meine Gegend verbreiten konnte, hielt er es nicht für rathsam, daß ich allein, eine schutzlose Frau, mich allen den unabzusehenden Verlegenheiten und Unschicklichkeiten blosstelle, die unvermeidlich seyn würden, wenn die feindlichen Schaaren bis hierher kämen. Er bath mich, diese Sorge für uns von seinem Herzen zu nehmen, und uns mit dem, was wir zu retten für gut fänden, in die Residenz zu begeben.

Ich sah die Richtigkeit seiner Gründe wohl ein, und dankte dem treuen Freund, der auch aus der Abwesenheit seine liebende Sorgfalt über uns erstreckt. Und hätte ich sie auch nicht eingesehen, ich würde doch gethan haben, was Julius wünschte, denn ich vertraue seiner höheren Einsicht, und möchte gern durch meine Folgsamkeit sein besorgtes Herz erleichtern. Aber es that mir weh, mich auch noch von dem geliebten Aufenthalt zu trennen, nachdem ich in kurzer Zeit von so viel Theurem getrennt worden war. Dort war ich einst so glücklich gewesen! Dort waren meine Freuden und meine Schmerzen einheimisch, und ich versank so gern in weh-

müthige Träume an den Stellen, wo Ludwig, wo später Julius gewandelt, wo mein Herz von so mancherley verschiedenen Gefühlen bewegt worden war! Das waren Heiligthümer meines Glückes oder Kummers, und alle mir so lieb!

Doch habe ich sie verlassen. Man gewohnt endlich Alles, auch das Härteste, und ich glaube, ich könnte jetzt ohne sehr großen Schmerz allem meinem Besitzthum, Allem, was mir werth ist, und was mich einst ergötzte, selbst meiner Staffeley entsagen; denn das Gemüth stumpft sich ab, und die Fähigkeit des Leidens nimmt mit der Übung darin zu. Nun habe ich nur Eine Stelle noch, wo ich schmerzlich zu verwunden wäre, und diese — O mein Gott! mein Gott! Du wirst mir doch meine Kinder lassen!

Vergib diese Abschweifung, liebe Schwester, auf welche meine Wehmuth mich führt! Ich komme mir vor, wie ein trauernder Wanderer, der in trüben Gedanken durch den Wald schweift, und den die dunkelsten Schatten, die einsamsten Thäler, die wildesten Klüfte am liebsten locken, und von seinem Pfade abziehen.

Gleich mein erster Empfang in der Stadt hatte etwas Peinliches für mich. Fräulein Ringstern, die Hofdame unserer Fürstinn, ein liebenswürdi-

ges Mädchen, mit dem ich mich immer in schriftlichem Verkehr erhielt, hatte meinen Auftrag übernommen, mir eine Wohnung zu verschaffen. Aber die gleiche Verlegenheit hatte gar manche Familie vom Lande und der Umgegend herein in die Stadt geführt. Zudem ist viele französische Generalität hier, die Quartiere sind selten, und die Ringstern fand kein anderes, als in dem Hause, wo eben jene Person wohnt, der ich am unliebsten in der Welt begegne. Sie konnte das wohl aus den Geschichten der früheren Zeit wissen, und wußte es auch, denn sie machte, ohne diesen Grund zu berühren, sehr viele Entschuldigungen über die Wahl. Indessen mußte der Vortheil einer anständigen und nicht zu theuren Wohnung in dieser dringenden Zeit jede andere Rücksicht überwiegen, und ich mich zufrieden geben. Ich bezog mein Quartier, und richtete mich ein.

Stelle Dir mein Erstaunen und mein widriges Gefühl vor, als ich gleich in den ersten Tagen diese Person, ganz verblüht, merklich gealtert, und mit allen Spuren einer völlig verfallenen Gesundheit unter dem Thorweg begegnete, wo sie, von einem ihrer Bedienten unterstützt, langsam zu ihrem Wagen ging! O wie viel Grund ich auch habe, ihr gram zu seyn, dieser Anblick entwaffnete meinen

Unwillen, und unfreywillig erwiederte ich ihren achtungsvollen Gruß mit Freundlichkeit. Sie schien das zu fühlen. Ihre bleiche Wange überzog ein sanftes Roth, sie blieb stehen, und ich sah, daß sie gern mit mir gesprochen hätte. Ich trat auf sie zu, und begrüßte sie mit Worten. Das belebte ihr trübes Auge, und mit leiser Stimme, aber mit jener Lebhaftigkeit, die sie immer bezeichnete, erzählte sie mir, daß sie schon seit langer Zeit, fast seit wir uns nicht mehr gesehen, sehr kränklich sey, daß alle ihre ehemahligen Leiden wiedergekehrt wären, und die Ärzte nicht viel Hoffnung für ihr Leben hätten. Der Ton, in dem sie dieß sagte, war nicht klagend, aber auch nicht ergeben; er war trotzig, möchte ich sagen. Mich ergriff ein unheimliches Gefühl, und unter dem Vorwand, sie nicht lange in der Zugluft des Thorwegs aufzuhalten, schied ich freundlich von ihr.

Seitdem habe ich Manches gehört, was mir diese Erscheinung erklärte. Lothar hat sie, die ihm Alles, selbst ihren Ruf, aufgeopfert hat, kaltblütig verlassen. Und um wen? Um die schöne, stolze Gräfinn Lichtwerth. Dieses neue Verhältniß soll schon in Italien angefangen haben, und von daher auch Rosaliens Gram und ihre Krankheit datiren. Wir sollen, wir dürfen nicht richten, und von mir

wäre es hier vollends frevelhaft, da ich der beleidigte Theil bin; aber einer ernsten Vergleichung mit dem, was Rosalie mir gethan, und ihr nun durch Andere geschieht, konnte ich mich doch im ersten Augenblicke nicht erwehren.

Im Gefühl des Mitleids mit der Unglücklichen, und in der Hoffnung, daß vielleicht mein Umgang ihr einigen Trost verschaffen könnte, ward gleich darauf der Gedanke in mir lebendig, jede Abneigung zu überwinden, alles Vorgefallene zu vergessen, und zu ihr zu gehen. Die Ringstern, welche aus einigen Worten meine Absicht ahnen mochte, machte mich hierauf näher mit allen Umständen bekannt. Die unglückliche Leidenschaft für diesen Lothar, der sich ihres Zutrauens, ja, jeder ihrer Fähigkeiten so ganz zu bemeistern wußte, daß sie wie ein willenloses Kind seinen Winken folgte, hat sie über jede Rücksicht verblendet, die sie sich selbst schuldig war. Sie hat sich — das waren die eigenen Ausdrücke der Ringstern, die keiner Verleumdung wie keiner Leichtgläubigkeit fähig ist — sie hat sich zu seiner Maitresse erniedrigt. Ihr Ruf ist zerstört. Es sind ihr bereits in einigen Gesellschaften Unarten angethan worden, indem böse, oder hochmüthige Weiber ihren Stolz darein setzten, die einst so glänzende Frau, von der

sie so oft verdunkelt worden waren, nun die Überlegenheit ihres unbefleckten Rufes fühlen zu lassen. Kurz, die Ringstern überzeugte mich, daß mein Vorhaben nicht ausführbar, und mit dieser Sarewsky kein freundschaftlicher Umgang anzuknüpfen sey, wenn man nicht die Meinung der Welt über sie theilen wollte.

Ich vermeide es also in irgend eine Berührung mit ihr zu kommen, denn von mir müßte jede Zurückweisung, ja jedes Ablehnen einer freundschaftlichen Annäherung ihr doppelt schmerzlich seyn; aber ich beklage sie von Herzen.

Wie kann ich es auch jetzt noch wagen, sie zu verdammen? Wie könnte ich jetzt, jetzt noch über Fahrnau's Schuld gegen mich streng absprechen? O wie schwach ist das menschliche Herz, und wie lauert der Feind in seinen verborgensten Tiefen, um uns in unbewachten Augenblicken zu überfallen und zu besiegen! Wie unmerklich und unwiderstehlich ist die Macht der Gewohnheit, des öfteren Zusammenseyns! Und endlich, welche zauberhafte Gewalt übt das Bewußtseyn, geliebt zu werden, über unser ganzes Empfindungsvermögen aus, und raubt uns zuerst die Unbefangenheit, und endlich die Sicherheit des Benehmens! Ich greife, durch die Erfahrung in der letzten Zeit belehrt, in meine eigene Brust, und

Ludwig steht freygesprochen vor mir, verklärt durch die Leiden, die er erduldet hat und noch erdulden muß, und achtungswerth durch die Kämpfe, die er lange gegen das offene Andringen eines verführerischen, nur zu lockenden Zaubers kämpfte.

Ja, liebe Schwester! Auch ich habe mich anzuklagen. Laß es mich Dir bekennen, und meine Schwäche und mein Erröthen an Deiner schwesterlichen Brust bergen! Julius ist mir mehr geworden, als er sollte. Ich vermochte in der letzten Zeit nicht mehr, ihn ganz mit der Ruhe zu betrachten, die mir als der Gemahlinn eines Andern ziemte; ich nannte ihn Bruder, und hinter diesem scheinbar kälteren Nahmen verbarg sich ein Gefühl, dessen Stärke und Wärme ich erst in der Stunde des Abschieds und an den bitteren Schmerzen der Entfernung erkannte. Ja, ich stand auf dem Puncte, meiner Liebe für Ludwig untreu zu werden, und einem Andern ein Gefühl zu weihen, das nur Jenem gehört. Was mich vor tieferer Verirrung, vor größerer Gefahr bewahrte, war nicht meine Kraft, nicht mein Kampf. Ach, ich that nicht einmahl so viel, als Ludwig! Es waren die Stärke und die Tugend meines Freundes, die ihm die Macht gaben, sich von mir loszureißen, und mir durch die-

sen unendlichen Schmerz die volle Einsicht meiner Schwäche zu geben.

Und ich sollte Ludwig noch ferner anklagen, und Rosalien richten!

Nein! Fern bleibe dieß vermessene Beginnen! Wer wahr genug ist, seine eigene Schwäche zu erkennen, und muthig genug, sie sich selbst zu gestehen, der wagt es nicht, über Andere abzusprechen, er findet in den tiefverborgenen Krümmen der eigenen Brust die Rechtfertigung des fremden Vergehens, und lernt Demuth aus dem Gefühl eigener Schwäche.

In dieser niederbeugenden Erkenntniß, und zugleich in dem heiligen Entschluß, mein zu zärtliches Gefühl für den edelsten Sterblichen zu bekämpfen, in dem Vorsatz, diese Neigung, und jede Hoffnung, den theuern Freund je wiederzusehen, willig und ohne Reue auf den Altar der Pflicht zu opfern, und ihm auf ewig zu entsagen, in diesem Drang von Gefühlen und Vorsätzen wage ich es, meine Hände bittend zu Gott zu erheben, und seine Güte, seine gränzenlose Vatermilde um die Freyheit, um die Zurückgabe meines Gatten zu erflehen!

Siebzehnter Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

*** den 30sten Junius 1813.

Ich bin frey! Ich athme die Luft des Himmels, die Natur liegt weit und groß um mich her, ich bin dem thätigen Leben, ich bin der Theilnahme an dem großen Werke, das sich jetzt bereitet, ich bin meinen Kindern wieder gegeben!

Alles das verdanke ich der Entschlossenheit, der Großmuth eines Mannes, den ich, dieß abgerechnet, für meinen Feind erkennen muß, und es hat ein so großes Geschenk seyn müssen, um es ihm, wie edel er sich auch dabey benommen, nicht mit gekränkter Seele zurückzugeben, und meine Fesseln auf's Neue zu übernehmen.

Du wirst nie errathen, wer mich mit Gefahr seiner eigenen Freyheit, seines Lebens befreyt hat. Es ist der Mann, der mir vor zwölf Jahren in

der feindlichsten Beziehung erschien, und der jetzt wieder, halb segnend, halb verheerend, in das Geschick meines Hauses und meines Herzens gegriffen hat — Julius von Tengenbach!

Alles, was ich seit anderthalb Jahren gelitten, gefürchtet, gehofft, verzweifelt, liegt in vielen Blättern, der einzigen Erhohlung einer düstern Einsamkeit, für dich gesammelt, und wartet einer günstigen Gelegenheit, die dir den ziemlich ansehnlichen Pack überliefern soll. O wie gern hätte ich oft nur Eine Zeile, nur Einen Laut meines Daseyns an dich gelangen lassen! Was hätte ich nicht dafür gegeben, von Leonoren, von dir, von meinen Kindern unmittelbar Kunde zu haben! Wie die Wellen des Meeres an dem unverrückbaren Fels, so schlugen meine Wünsche, Bitten und Versprechungen an die unerbittliche Macht, die mich in der Blüthe der Jugend und der Kraft heimtückisch und gesetzlos meiner Freyheit und Alles dessen, was dem Leben Werth gibt, beraubte, und in schrecklicher Abgeschiedenheit und Unthätigkeit durch lange anderthalb Jahre hielt.

Wie es eigentlich kam, daß ich in **ach verhaftet wurde, fasse ich noch nicht, oder besser zu sagen, ich fasse es nicht mehr. Ich war bereits bey meiner Abreise aus der Residenz von einem Fieber

ergriffen, das mir die klare Besinnung, ja die Herrschaft über mich selbst entwand. Den ganzen Gang des Streites zwischen mir und jenem Unwürdigen wäre ich jetzt wohl nicht mehr im Stande zu wiederhohlen. Ich war von Zorn gegen ihn, und von Unmuth gegen eine Regierung entflammt, deren kränkende Eingriffe in die edelsten Rechte der Nationen, wie der Einzelnen, mir in jenen Gegenden erst ganz klar geworden waren. So viel aber weiß ich bestimmt, daß mein Betragen gegen Lothar in den Schranken blieb, die wohl eine Genugthuung für verletzte Privatehre, nie aber die Ahndung oder Einmischung einer öffentlichen Verwaltung zulassen. Nur als man von Verhaftung für ein Vergehen sprach, das ich, und kein ehrliebender Mann für eines halten würde, da loderte der verhaltene Grimm auf, und ich habe vielleicht mir härtere Ausdrücke erlaubt. Doch weiß ich wohl, daß in jedem andern Lande, wo man mich nicht strafbar finden, und daher strafbar machen wollte, auch diese höchstens mit einer Ermahnung gerügt worden wären. Hier war es darauf abgesehen, mich zu verderben. Darum bothen die Civilbehörden meinem Feinde willfährig die Hand, und, was die gegenwärtigen Offiziere auch mit gerechtem Ehrgefühl für mich sagten und thaten, blieb fruchtlos.

Man verhöhnte mein Anerbiethen, auf Cavaliers-parole frey bleiben zu dürfen, man that Alles, um mich zur höchsten Wuth zu reizen, und als man es ziemlich weit damit gebracht hatte, traten die Gensd'armes ein, und man zwang mich in den Wagen zu steigen, der mich auf das Castell führte.

Von dem, was hernach mit mir vorgegangen, habe ich nur durch diejenigen Kunde erhalten, die um mich waren, und die es mir erzählten, als ich, aus einer langen Betäubung erwachend, mich in einem anständigen, aber festvergitterten Zimmer, einen französischen Gensd'armes mit aufgepflanztem Bajonett an der geschlossenen Thüre, und mich selbst auf einer Art von Ruhebette, in unordentlicher Kleidung und ganz erschöpft wieder fand. Man sagte mir, daß ich in einer hitzigen Krankheit durch mehrere Wochen zwischen Leben und Tod geschwankt habe, und daß, als die Wuth der Krankheit nachließ, meine Sinne so zerrüttet waren, daß man an meiner Herstellung in dieser Rücksicht zweifelte. Mit Erstaunen hörte ich, daß man damahls den 3ten Jänner schrieb. — Ich war im November verhaftet worden. Alle Erinnerungen zwischen dort und jetzt waren versunken, und ich im eigentlichsten Sinn um fast zwey Monathe meines Lebens betrogen.

Ich drang nun darauf, die Ursache meines Hierseyns zu erfahren, und dann vor ein rechtmäßiges Tribunal gestellt zu werden, vor dem es mir nicht schwer werden sollte, mich zu vertheidigen, und meine Freyheit wieder zu erlangen. Diese Hoffnung war auch nöthig, um mich in den ersten Tagen der wiedererlangten Besinnung vor Verzweiflung und vor einem Rückfall, der mir den Tod bringen konnte, zu bewahren. O was vermag die Hoffnung nicht! Sie hielt mich durch lange Monathe hin, während welchen ich, in dem Bewußtseyn meiner Unschuld, dringend verhört, oder freygelassen zu werden forderte. Endlich kam der Befehl, mich zur Abreise fertig zu halten, weil ich mit mehreren wichtigen Staatsgefangenen nach Mantua transportirt werden sollte. Alles, was da in mir vorging, enthalten jene Blätter, in denen ich das Tagebuch eines Unglücklichen für dich und für die Meinen niederschrieb. Mir schaudert jetzt, in diesen Abgrund zurückzublicken, und doch war er damahls noch nicht am tiefsten.

Auf dem Wege, während welchem wir anständig, unserm Range gemäß, gehalten wurden, erfuhr ich, daß mein Weib in **ach gewesen sey, um sich für mich zu verwenden. Verlange keine Schilderung der Gefühle, die mich bey dieser Nachricht

ergriffen! In der Zeit meiner Krankheit waren der Irrthum und die Verblendung wie ein verhüllendes Gewand, das mir die Wahrheit verbarg, von mir gefallen, und jene richtigen Ansichten, die in den letzten Tagen meines Aufenthalts in der Residenz und während meiner eiligen Verfolgung der Pflichtvergessenen sich in mir zu entwickeln anfingen, hatten sich in jener Periode körperlicher Zerstörung und unbewußten Leidens völlig ausgebildet. Leonorens Bild stand, als ich mich wieder zu fühlen im Stande war, in verklärter Herrlichkeit ihrer Liebe und Treue, ihrer Geduld und Nachsicht vor mir. Ich war mir selbst in jedem Sinne wiedergegeben. So mag es Ruggiero zu Muthe gewesen seyn, als er den zauberzerstörenden Ring erhielt, und nun Alles in seinem wahren Lichte vor ihm stand, die einst blühenden Gärten eine schreckliche Wildniß waren, und Alcina als ein alltägliches Weib erschien.

Urtheile nun, wie mir zu Muthe war, als ich hörte, daß Leonorens Zärtlichkeit sie auch noch zu dieser Reise vermocht habe, und daß man in eben dem Augenblick mich gewaltsam von ihr entfernte!

Aber das war, wie ich dir schon sagte, nicht der tiefste Abgrund meines Geschickes.

Ich erfuhr bald, daß sie nicht allein gekommen

war. Ein Nachbar, ein treuer Freund, Herr von Tengenbach, hatte sie begleitet, die Kinder waren mit. Das Alles fand ich natürlich. Leonore bedurfte eines Geleites, und es war nichts an der Sache, was meiner ruhigen Besinnung widern konnte, als daß ihr Schützer gerade der Mann war, dem sie einst vor mir hatte angehören sollen. Mir wurmte das, ohne daß ich eigentlich wußte, warum; denn wenn ich gelassen nachdachte, sah ich wohl keinen Grund, mich über dieß zufällige Zusammentreffen zu ärgern. Mein heftigster Schmerz entstand aus der Betrachtung, daß sie, die ich nun wieder mit aller Kraft meiner ersten Jugendgefühle umfaßte, mir so nahe gewesen, um meinetwillen die weite, beschwerliche Reise unternommen, und es mir nicht möglich war, ihr auch nur Ein Zeichen meines Lebens, meiner Liebe zu geben.

Ihre Treue begnügte sich nicht mit dem ersten fruchtlosen Versuche. Ich hörte bald, daß sie mir auch nach Italien gefolgt und in Mailand sey, wo sie und ihr Begleiter sich sehr thätig für mich verwendeten. Ich konnte das edle Benehmen Tengenbachs gegen mich nicht verkennen, aber auch den Gedanken, der sich mir immer mehr und mehr aufdrang, nicht unterdrücken, daß das, was ihn handeln machte, vielleicht nicht sowohl das Gefühl

des Unrechts, welches ich erlitten hatte, als der heiße Wunsch sey, von Leonorens Herzen die drückende Sorge um den Vater ihrer Kinder, und das Haupt ihres Hauses zu nehmen.

Ihre redlichen Bemühungen waren fruchtlos, eben so waren es die unsers Hofes, meines Schwagers Lehmbach, und vieler Gutgesinnten in Italien selbst. Ich konnte nicht dahin gelangen, verhört zu werden. Meine Haft war leidlich, nur sehr streng. Keine unmittelbare Nachricht von den Meinen! Keine Möglichkeit, ihnen ein Zeichen meines Daseyns zu geben! Ich sah endlich deutlich ein, was ich vom Anfang her düster geahnet, und immer als eine furchtbare Vorstellung von mir gewiesen hatte, um mir meinen Muth zu erhalten, daß mein Unglück nur das Werk eines einzigen, übermüthigen Feindes, und ich ein aufgegebenes Opfer seiner Privatrache war.

Mit dieser klaren Einsicht und mit jenen Vermuthungen fing der Abgrund meines Schicksals an, sich immer tiefer zu höhlen. Ich fühlte das ganze Grauen seines unerforschten Dunkels. Ein heißer Schmerz zog mich zu Leonoren, zu meinen Kindern, und unerbittliche Mauern spotteten jedes Versuches, nicht bloß des Entrinnens, auch nur einer schwachen, öffentlichen Mittheilung! O mein Bru-

der! Ich begreife nicht, woher meine Natur die Kraft nahm, damahls nicht wieder zu erliegen!

Der Offizier, der sich mir auf der Reise und in Mantua immer freundlich und dienstfertig bezeigt hatte, erboth sich endlich, da er den Kummer sah, den meine Seele kaum mehr zu ertragen fähig war, mir durch Umwege und unter fremdem Nahmen eine Nachricht von Hause zu verschaffen. O warum, warum mußte ich sie verlangen, und so heiß erwarten!

Sie kam endlich, und mich ergriff ein Schauer, wie der Offizier sie mir einhändigte. Noch war es kein Schütteln des Argwohns, der Furcht; es war das heiße Verlangen der Liebe und Sehnsucht. Ich las.

Leonore war schon lange wieder in Rosenstein. Sie befand sich wohl, die Kinder auch, sie schien ruhig, ja heiter, und täglich war ein Herr aus der Nachbarschaft, dessen Nahmen der Französische Correspondent vergessen hatte, bey ihr. Mit ihm ging sie spazieren, mit ihm zeichnete sie gemeinschaftlich, die ganze Gegend wußte, daß er sie liebe, und vermuthete, daß er nicht unerwiedert seufze.

Mich befremdete diese Nachricht zwar, aber sie beunruhigte mich nicht; denn mein Glaube an Leo-

norens Treue stand fest. Aber es folgten bald mehrere, die Tengenbachs Liebe und Bewerbungen um sie in ein unzweifelhaftes Licht setzten. Was ich dabey fühlte, konnte wohl nicht Furcht oder Eifersucht genannt werden; doch dachte ich meines Unrechts an Leonoren, meiner eigenen Schwäche, und wer kann es mir verdenken, wenn in dieser Entfernung, bey der Unmöglichkeit, meiner Frau auch nur ein Zeichen meines Daseyns zu geben, sich leise Besorgnisse in meiner Brust erhuben? Alles, was ich anwandte, List, Versprechungen, Überredung, vermochte meine Hüther nicht, von ihrer unerbittlichen Vorschrift abzugehen, und auch mein einziger Tröster, der menschenfreundliche Offizier, sagte zum wenigsten, daß er nicht mehr vermöge, als mir auf weiten Umwegen zuweilen Kunde von den Meinigen zu verschaffen.

Noch stand meine Hoffnung auf Leonorens Liebe zu mir, und auf der Festigkeit ihres Gemüthes. Aber jetzt kam eine Nachricht, die auch diese letzte Stütze untergrub, und mir zugleich die Rettungslosigkeit meines Schicksals zeigte. Man hatte Leonoren gesagt, ich sey in meiner Haft gestorben. Man hatte ihr den Todtenschein zugesandt. Ich war lebendig begraben, sie Witwe, und ohne Pflichten gegen mich. Jetzt war auch meine letzte Hoff-

nung verloren, und wahrscheinlich mein Geschick auf ewig entschieden.

Von diesem Augenblick an war, sterben zu können, mein einziger, glühender Wunsch. Auch zogen so viele Leiden, der Mangel an Luft und Bewegung, und endlich die Beschaffenheit des Clima um Mantua herum mir ein schleichendes Fieber zu, das mich jeden Abend regelmäßig besuchte, und das ich, wie viel ich auch körperlich dadurch litt, oft mit frommen Dank gegen die väterliche Vorsicht segnete, die ihren Kindern entweder nicht zu viel Leiden auferlegt, oder wenn die Last zu groß wird, sie freundlich durch den Tod erlöset.

Dieser Befreyung sah ich, abgemattet an Geist und Körper durch meinen unendlichen Schmerz und ein zehrendes Übel, mit einer Art von Freude entgegen. Der Offizier besuchte mich recht oft, er sah meinen Zustand, sein Umgang war meine einzige Erheiterung; aber dieses Kind der Revolution begriff nicht, wie man ein unerträgliches Leiden so lange mit Fassung tragen, und nicht dem Schmerz, der nun einmahl nicht mehr aufhören könne, mit dem Leben ein Ende machen möchte? Er seinerseits war hierzu im vorkommenden Falle fest entschlossen. Wir hatten damahls über diesen Gegenstand oft gesprochen, und — o Bruder! ich

bedurfte aller Kraft des Christenthums, aller Erinnerung an die Lehren meines frommen Vaters, um nicht, von den blendenden Gründen des geistreichen Zweiflers irre geführt, mich einer frevelhaften Versuchung hinzugeben, die mir anrieth, ein Daseyn wegzuwerfen, das für mein Wirken in der Welt und für meine Kinder ohnedieß in ewiger Kerkernacht verloren, und nun durch körperlichen Schmerz und einen noch tieferen der Seele vergiftet war.

So dauerte mein Zustand fort, und was ich gegen mein Weib, was ich auch sonst unwissentlich noch in meinem Leben verbrochen haben mag, wurde in dieser Zeit nahmenloser Qualen mehr als hinreichend gebüßt. Ich klagte Leonoren nicht an, ich klage sie noch nicht an. Ich kenne jetzt Tengenbachs Denkart und Persönlichkeit, ich begreife ihre Schwäche, und — entschuldige sie; denn ich habe an der eigenen Erfahrung meines Herzens, und unter langen Leiden Milde und Nachsicht gelernt. Aber mein Erdenglück ist zerstört, und nur auf Einen Punct sind jetzt alle Kräfte meiner Seele fest und unabänderlich gerichtet.

Dieser Punct war es auch, der im vorigen Herbst mich aus der Tiefe meines Grams emporhob, und dem Unglücklichen, der auf sein Leben,

und auf mehr als dieß, auf das Wiedersehen seiner Theuern und die Liebe des edelsten Weibes verzichtet hatte, zuerst wieder ein Gefühl der Theilnahme an der Welt außer den Mauern seines Kerkers gab.

So lange auch der Nationalstolz meiner Peiniger mir die Niederlage ihres Kaisers und Heeres in den unwirthbaren Gefilden von Rußland, und den hochherzigen Entschluß dieser kräftigen Nation, ihre alte Hauptstadt mit allen ihren Schätzen dem großen Zweck der Vertilgung eines furchtbaren Feindes zu opfern, verbarg, so vermochten sie doch nicht, mir jede Kunde davon zu entziehen. Der junge Italiener selbst ward ihr Verräther. Er haßte Napoleon, obwohl er den revolutionären Grundsätzen von Herzen ergeben war, und so erfuhr ich nach und nach Alles, was draußen in der aus dem schweren Schlaf der Knechtschaft erwachenden Welt sich bewegte.

Jetzt fing mein Kerker von Neuem an, mir zur marterndsten Schranke zu werden. Ich wollte hinaus, ich wollte Theil nehmen an dem schönen, heiligen Kampf, und wenn Gott, durch meine langen Leiden versöhnt, mich recht segnen wollte, mitten in einer Schlacht, die mein Vaterland befreyte, fallen.

Unter diesen Gefühlen verging der Winter. Ich hörte wieder von Leonoren. Sie trug meinen Nahmen noch, aber der Freund war stets um sie, was noch nicht geschehen war, konnte sich bald machen, und war vielleicht schon gethan, während der Brief, der jene Nachricht brachte, an welcher meine sterbende Hoffnung sich hielt, auf weitem Umweg zu mir gelangt war. Aber ich hörte auch von den Bewegungen in Deutschland, von den furchtbaren Zurüstungen dieß- und jenseits des Rheins, mein Herz wallte hoch auf, und mit der Wuth der Ohnmacht schüttelte ich die Ketten, die ich zu zerbrechen nicht vermochte.

Es war gegen den Anfang des Frühlings hin, als ich mich auf einmahl sorgfältiger bewacht und bespäht fühlte, und auch der italienische Offizier sich mehrere Tage hindurch nicht sehen ließ. Ich kannte diese Zeichen. Sie waren allemahl eingetreten, wenn durch irgend eine freundliche Gewalt ein Versuch zu meiner Befreyung war gemacht worden. Jetzt wurde mir plötzlich angekündet, daß ich mit mehreren meiner Leidensgefährten aus Italien weg nach dem Innern von Frankreich gebracht werden sollte. So niederschlagend diese Nachricht an sich selbst war, und so sehr die andern Gefangenen darüber zu verzweifeln meinten, so ging

doch meinem Herzen eben aus dieser ängstlichen Rücksicht für unsre Bewahrung ein Strahl der Hoffnung auf, und mit gehobnerem Sinn trat ich diese neue Reise an.

Wir sollten nach Grenoble transportirt werden; aber da unser Schicksal auch das vieler andern uns ähnlichen Opfer französischer Politik war, und aus den Rheinfestungen ebenfalls mehrere solcher Unglücklichen landeinwärts gebracht werden sollten, so langte der Raum nicht hin, und wir wurden indeß, bis unser künftiger Aufenthalt bereitet seyn würde, auf ein festes Schloß an der Gränze der Dauphiné in den Bergen einquartirt, die von den Alpen der freyen Schweiz sich hier herüber in dieß Sclavenland erstrecken.

Schloß L'Avanche liegt hoch auf einem Felsen, von wilden Abstürzen auf drey Seiten umgeben, um welche sich waldige Anhöhen ziehen. Vorn hinaus ist der Blick in ein freundlich begrüntes Thal unbeschränkt. Mein Zimmer lag auf dieser Seite. Es war eines der besten, wie ich denn überhaupt gestehen muß, daß die, denen meine unmittelbare Huth übergeben war, mich vom Anfang an mit Achtung und Schonung behandelt, und außer der Beraubung meiner Freyheit mich keine Unbild hatten erfahren lassen. O wie mir war, als wieder

statt unerbittlicher Mauern und enger Zwinger ein weites freundliches Thal, von nichts als waldigen Höhen umkränzt, und Gottes freye, schöne Natur vor mir lag! Stundenlang stand ich am vergitterten Bogenfenster, das, so wie Alles in der ganzen Burg, auf ein Besitzthum alten Adels und ritterlicher Würde hinwies, und labte meine Augen, wie mein Herz, an dem so geliebten und so lange entbehrten Anblick.

Aber so wohl mir dieß in mich Trinken lang entbehrter Seligkeit that, so schmerzlich wirkte es nach und nach auf mein tief verwundetes Herz. Da waren Berge, Wälder, da stürzten Quellen vom Fels, da zitterte der Bach wie ein Silberband durch die grünen Matten, jener Hügel glich der freundlichen Anhöhe, die ich hundertmahl aus meiner Gartenlaube in Rosenstein gesehen hatte, und, gerade so wie dort, gegenüber standen drey Eschen am Bache auf der Wiese unter dem Hügel, worauf das Schloß meiner Väter im geliebten, ach, so fernen Vaterlande liegt! Dort wohnte Leonore und meine Kinder! Dort war sie vielleicht das Eigenthum eines Andern, und ich lebte nur noch als ein dämmernder Schatten in ihrer Erinnerung!

Auf diese Art vergingen gegen vier Wochen. Mein meister Aufenthalt war an diesem Fenster;

der übrige Theil des Schlosses, und was sonst vorging, kümmerte mich wenig. Meine Blicke, meine Gedanken, meine Seufzer flogen nach der fernen Gegend, von der die vor mir liegende ein schmerzlich schönes Bild war.

Am Schluß der vierten Woche sah ich öfters am Tage einen Menschen in gemeiner Kleidung, der unter den Gebüschen am Bache in der Fläche unten, wie Kräuter sammelnd oder suchend, umherging. Zuweilen blieb er stehen, blickte gegen das Schloß herauf, verweilte lang in dieser Stellung, und ging dann wieder langsam seinem Geschäfte nach. Die Erscheinung war gleichgültig, aber in der tiefen Einsamkeit und dem gänzlichen Mangel alles Umgangs — denn der junge Italiener war in Mantua zurück geblieben — diente mir der Unbekannte zu einer Art von Beschäftigung. Meine Blicke folgten seinen Schritten, und sein Kommen oder Gehen wurde von mir bemerkt. Auch er schien mich gesehen zu haben. Er blieb nun öfters und länger stehen, und einigemahl war mir's, als suche er mir ein Zeichen zu geben. Dieser schwache Anschein war hinreichend, in den dumpfen trüben Nebel meines Daseyns einen Strahl und einige Unruhe zu werfen.

Abends war es mir zuweilen, als hörte ich die Klänge einer Guitarre, und, o mein Gott! wie

ward mir zu Muthe, als ich einige Tacte einer deutschen Melodie vernahm, die Leonore zuweilen zu singen gepflegt hatte!

Mein Herz gerieth in den heftigsten Aufruhr. Alles konnte nur Zufall, die Melodie in meinem Vaterlande tausend Menschen bekannt, und der Guitarrespieler vielleicht ein deutscher Kriegsgefangener seyn. Das sagte mir meine Vernunft; dennoch konnte ich die rebellischen Schläge meines Herzens nicht bezähmen, wenn am Abend die Saiten tief und leise aus den Schatten des Thals heraufkönten, und meine Thränen begleiteten sie.

Nach und nach kam der Sänger näher, und an einem halb hellen Mondabend, wo Wolkenzüge das freundliche Licht bald zeigten, bald verbargen, glaubte ich dicht unter dem Felsenabsturz, der von meinem Fenster sich in's Thal hinabstreckte, sich etwas regen zu sehen. Ich schaute genau, der Mond trat hinter einer Wolke hervor, eine Mannsgestalt, die mir einerley mit dem Kräutersammler am Bache schien, trat aus den Büschen, und hielt ein Blatt Papier empor, indem sie zugleich mit der andern Hand ein Zeichen gegen mich machte.

Ich besann mich einen Augenblick. — Was war hier zu wagen? Alles stand zu gewinnen, und nichts zu verlieren, als ein elendes Leben. Aber

ich hatte nichts, gar nichts, um das Blatt, das mir vielleicht wichtige Aufschlüsse geben konnte, zu mir heraufzuziehen. Doch gab ich mit meinem Tuche dem Untenstehenden ein Zeichen, daß ich ihn gesehen und wo möglich verstanden habe.

Nun war ich darauf bedacht, mir Bindfäden zu verschaffen. Es gelang, und in der nächsten Nacht, in der der Unbekannte sein Spiel unermüdet wiederhohlte, zog ich das Blatt glücklich herauf. O Bruder! Wer schildert mein Entzücken, als ich Leonorens Schriftzüge darauf erkannte! Ein Brief von der treuen Geliebten an mich war mein erster Gedanke, und alle Angst, alle Schmerzen um ihre verlorne Liebe waren vergessen!

Es war nicht so. Der Brief war nicht an mich, sondern an den, wie es schien, verreiseten Freund. Sie schrieb ihm in den Ausdrücken der zärtlichsten Freundschaft, daß sie seinen Rath befolgt, Rosenstein verlassen, und sich bey Annäherung der Kriegsunruhen in die Stadt gezogen habe. Sie sprach von einem schmerzlichen Abschied, von ihrer jetzigen Einsamkeit, von einem heiligen, theuern Geschäfte, das sie mit voller Zuversicht in seine Freundeshände lege, u. s. w. Mir flirrte es vor den Augen, meine Sinne verwirrten sich, ich sank auf einen Stuhl und hielt das verhängnißvolle Blatt

lang in der Hand, ohne es zu Ende zu bringen. Zu viele, zu streitende Gefühle bewegten sich in meiner Brust.

Endlich vermochte ich es, mich zu fassen. Ich las das Blatt zu Ende. Es stand nicht viel mehr darauf, als unten am Rande diese Zeilen von anderer Hand: „Dieß Blatt soll zu nichts dienen, als dem Geschäftsträger Leonorens das Vertrauen ihres edlen, unglücklichen Gatten zu verschaffen. Auf dem gleichen Wege könnte mehr geschehen. J. T.“

Ich wußte Alles. Ein Sturm erhob sich in meiner Brust. Es war Tengenbach, und er war von Leonoren gesendet, um mich zu sprechen, vielleicht um noch mehr zu wagen! O Gott! Gott! Welche Aussicht, und welche Marter! Ich gehe über die nachfolgenden Tage, über meine Gefühle und manchen fruchtlosen Versuch des treuen Freundes, mich durch Bestechung, List, oder Kühnheit zu befreyen, hinweg. Jedes vereitelte Bestreben stieß einen neuen, schmerzlichen Dolch in mein Herz. Endlich gelang, was mein fester Entschluß, zu entrinnen, oder zu sterben, ersonnen, und List, mit Muth vereint, ausgeführt hatte. Ich entkam in einer trüben Sturmnacht in verstellter Kleidung. Am Fuße des Berges stürzte der Retter in meine Arme, und, o Gott! mit welchem Gefühle drückte ich den, der sein Le-

ben für den Gemahl seiner Geliebten gewagt hatte, in meine Arme!

Jetzt fort! fort! flisterte Tengenbach: Man wird Sie vermissen, man ist auf meiner Spur. Hier ist ein Schwert und ein Pistol! Ich bewaffnete mich. Mit welcher Wollust hing ich das langentbehrte Eisen an meine Seite! Wir flohen durch Dickicht und Gestrippe auf den unwegsamsten Pfaden, die Tengenbach erkundet hatte. In einem Waldthale jenseits der Bergreihe warteten seine Leute mit Pferden; aber es war noch weit bis dahin.

Wir hatten indeß schon eine ziemliche Strecke zurückgelegt; aber mein Begleiter, des Bergsteigens und Kletterns nicht so gewohnt, wie ich, blieb bald erschöpft hinter mir zurück, und ich stand vor ihm, der sich auf einen bemosten Fels niedergelassen hatte, um neue Kraft zu sammeln. Der Morgen dämmerte bereits, meine Augen ruhten auf dieser feinen, edlen Gestalt, die trotz ihrer Erschöpfung noch bedeutend erschien, und tausend Gedanken wälzten sich in meiner Seele.

In dem Augenblick fiel ein Schuß, und noch einer. Dicht neben mir schmetterte die Kugel in den Baumstamm, an den sich Julius gelehnt hatte. Er fuhr empor. Da drangen drey Chasseurs aus dem Gebüsche. Man hatte mich vermißt, und nach allen

Richtungen Leute ausgesandt. Ich drückte mein Pistol ab. Es versagte. Nun galt es, sich seines Lebens zu wehren, oder einem schrecklichen Schicksal entgegen zu gehen. Ich zog, Tengenbach auch, der Baum deckte uns den Rücken, aber Tengenbachs mattere Hiebe konnten die Streiche der Feinde nicht pariren. Er wurde im Arm verwundet, der mit dem Säbel niedersank. Ich stellte mich vor ihm. Ich hatte nun ihn und mich zu vertheidigen. Aber Gott gab mir Kraft. Zwey unserer Verfolger sanken blutend nieder, der dritte entkam meinen Streichen, entweder um Hülfe für die Verwundeten, oder Verstärkung zu hohlen.

Nun wandte ich mich zu meinem Retter. Ich verband seine Wunde, die Gottlob nicht schwer war, ich führte, ich stützte ihn, so gut ich konnte, und so gelangten wir endlich in einer halben Stunde in das jenseitige Thal hinab, warfen uns auf die Pferde, und ruhten erst, als wir den Boden der Freyheit unter unsern Füßen hatten.

Hier hielten wir an. Tengenbachs Zustand forderte Schonung und Pflege. Wir hatten hier nicht so leicht etwas von meinen Verfolgern zu befürchten. Wir ruhten daher ein Paar Tage, und ich hatte Zeit, meinen wunderbaren Retter näher kennen zu lernen.

Beynahe sein erstes, und seitdem sein einziges Gespräch war Leonore, ihre Trauer um mich, und ihre treue Liebe. Ach Gott! Ich will es glauben, daß ich noch in ihrem Herzen lebe; aber ich besitze es nicht mehr allein! Das sagt mir die Art, mit der Tengenbach von ihr spricht, das sagt mir das kühne Wagniß, das er unternahm, um ihr zu verschaffen, was ihr wenigstens Pflicht und Ehre für ihr kostbarstes Gut zu halten befehlen.

Bey diesen Umständen, und so lange ich nicht deutlich in Leonorens Herzen gelesen und mich überzeugt habe, ob und in wiefern ich es mit dem Manne theile, dem ich so unendlich viel verdanke, und der sich mir in jedem Betrachte nicht bloß edel, sondern liebenswürdig zeigt, wirst Du begreifen, daß wir uns nicht sehen können. Auch ruft mich ein anderes, wichtiges Werk. In den vielen stillen Stunden, die ich an Tengenbachs Lager zubrachte, war, wenn er mir genug von Leonoren und meinen Kindern erzählt hatte, die Sache des Vaterlandes der Gegenstand unserer eifrigen Mittheilungen. Auch hier zeigte er sich in echt deutscher, edler, adlicher Gesinnung. Nur erscheint ihm Alles in trüberem Licht als mir. Tengenbach wünscht, was ich ersehne, eben so heiß, aber mit weniger Zuversicht. Ich hoffe viel, Alles, und mein Sinn, durch seine Erzäh-

kungen und seine klaren Ansichten der Lage der Dinge aufgeregt, strebt mit heißem Muthe darnach, mitzuwirken, und meinen Theil an dem heiligen Kampfe zu nehmen. Dort soll sich Alles entscheiden. Ich lege mein Loos in die große Wage, die das Geschick der Nationen bestimmen wird. Sollten Tengenbachs düstere Ansichten gelten, so wird mir Gott die Gnade geben, den gänzlichen Fall Deutschlands nicht zu überleben. Gelingt das große Werk, dann erheben sich die freyen Geister in neuem Muthe, und dann werde ich die Kraft haben, Leonoren die große Entscheidung selbst zu überlassen. Sie soll bestimmen, ob Ludwig von Fahrnau in den Gefängnissen von L'Avanche zu Grunde gegangen seyn, oder als Sieger in ihre Arme, in ihr Herz zurückkehren soll.

Du sagst Niemanden, daß ich lebe. Nur den eingeschlossenen Zettel schickst Du ihr.

Tengenbach geht mit mir. Wir durcheilen Deutschland. Meine Ansichten haben seinen Geist erheitert, und mein Muth den seinen entzündet. Als Waffenbrüder ziehen wir in's Feld, und als Brüder wollen wir Einer an des Andern Seite fallen oder siegen!

Achtzehnter Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seine Gemahlinn.

(Im vorigen eingeschlossen.)

** den 30sten Junius 1813.

Mein theures Weib! Gott hat mir meine lang-entbehrte Freyheit wieder geschenkt. Nächst ihm verdanke ich sie dem Edelmuth und der großherzigen Entschlossenheit Deines Freundes, und also Dir. Du hast von jeher nur beglückend auf mein Leben gewirkt. Dir dankte ich bisher meine höchsten und reinsten Freuden, so danke ich Dir auch das Geschenk meiner Freyheit. Gott segne Dich und meine lieben, lieben Kinder! Umarme sie im Nahmen ihres zärtlichen Vaters! — Wir werden uns jetzt nicht wiedersehen. Es liegt ein großer Kampf und eine heilige Entscheidung zwischen uns, und ich entführe Dir auch den Freund, um ihn mit

auf den großen Schauplatz zu bringen, und an seiner Seite mitzuwirken, so viel unsere einzelne Kraft erlaubt. Wenn über Deutschland entschieden ist, entscheidet sich auch mein Geschick. Was auch der Ausgang jenes Kampfes seyn, und wie immer mein Loos fallen mag, glaube, daß mein letzter Athemzug Dein Nahme seyn wird!

Nähere Umstände von mir wirst Du durch meinen Bruder erfahren, der auch unsern Briefwechsel besorgen soll. Vor der Hand ist meine Freyheit ein heiliges Geheimniß für die, die mich lieben. Während des Kampfes soll es den Feinden kund werden, daß er noch lebt, den sie zu verderben trachteten; nach dem Kampfe wird es die Welt vielleicht auch erfahren. Bis dahin leb wohl, meine theure, meine ewig geliebte Leonore!

Neunzehnter Brief.

Julius von Tengenbach an Herrmann Walter.

Teschen den 16ten Julius 1813.

Die Überschrift dieses Briefes wird Dich befremden, da diese Gegenden so ganz außer der Richtung liegen, auf der Du mich nach meinem letzten Briefe glauben konntest; aber es ist mit mir in diesen letzten Wochen so viel vorgegangen, und mächtige Ereignisse meiner inneren Welt haben so bestimmend auf mich gewirkt, daß ich, wenn ich mich hier den Preußischen Staaten nahe, und im Begriff stehe, Kriegsdienste zu nehmen, manchmahl selbst über mich erstaune.

Meine letzten Nachrichten schilderten Dir meinen Entschluß, Fahrnau, es koste was es wolle, zu befreyen, und meine vorläufigen Erkundigungen darüber. Vor Allem mußte der Gefangene von der

Nähe eines befreundeten, hülfreichen Wesens und seinen Absichten unterrichtet werden. Es gelang mir, ihn auf mich aufmerksam zu machen, und es kam nur darauf an, mir sein Zutrauen zu erwerben. Hier aber lag die größte Schwierigkeit. Da ich Leonoren durchaus nichts von meinem Vorhaben hatte entdecken können, so besaß ich nichts, was ihrem Gemahl ein Zeichen meiner Sendung seyn konnte, als einen Brief von ihr an mich über ganz andere Gegenstände. Ich brachte ihn in seine Hände. Er verstand den Sinn der Gabe, und ein Paar Zeilen, die ich mit Bleyfeder dazu gefügt hatte. Auf demselben Wege erhielt er Gold, eine scharfe Feile und noch einige andere nöthige Instrumente. Die Treue seiner nächsten Hüther wurde erkauft, das Übrige bewirkten seine Kühnheit und sein Muth. Endlich genoß ich das Glück, ihn gerettet in meine Arme zu schließen, nachdem ich zweymahl der Gefahr, von den Wachen entdeckt und niedergeschossen zu werden, nur durch halsbrechende Sprünge über die Felsenklippen entgangen war.

Meine Anstalten waren so getroffen, daß wir zuerst zu Fuße, um unentdeckt zu bleiben, durch die Berge flüchten, und jenseits meine Leute mit Pferden finden sollten.

Es war eine furchtbare Nacht. Der Wind stürm-

te, und jagte schwarze Wolken, die Überreste eines schweren Gewitters, das den ganzen Tag und Abend in diesen Bergen getobt hatte, am nächtlichen Himmel hin. Keine Leuchte durfte uns verrathen. So tappten wir durch Sturm, Finsterniß und Waldesgestripp, und hatten nur wenige Worte gewechselt; denn auch unsere Seelen waren finster und schwer, wie die Nacht. Nach zwey Stunden konnte ich nicht mehr weiter. So manche unter Fahrnau's Fenster durchwachte Nacht, so mancher ermüdende Gang durch diese Gebirge, um mich der Wege in's andere Thal zu versichern, endlich Ungewißheit und schmerzliche Gefühle hatten meine Kräfte in Anspruch genommen. Fahrnau bemerkte es, und kein Bruder könnte zärtlicher für den andern sorgen, als er that. Der Morgen graute. Ich saß erschöpft an einen Baumstamm gelehnt, und betrachtete diese schöne, kräftige Gestalt, diese edlen Züge, aus denen zwey unbeschreiblich freundliche Augen mit innigem Ausdruck auf mir ruhten. Da fielen Schüsse, und wir sahen uns von Chasseurs, die uns verfolgten, angefallen. Ich that, was ich vermochte. Ein gewaltiger Hieb setzte mich bald außer Stand, weiter zu kämpfen; aber wie eine Löwinn ihr Junges, vertheidigte mich der tapfere Freund. Seine Kraft, sein Muth verschafften ihm den Sieg über drey

wohlbewaffnete Feinde, und wie der Kampf vorüber war, war der wüthende Löwe ganz Weichheit, ganz liebende Sorgfalt für seinen wunden Gefährten. Er trug mich beynahe den Abhang hinab, und sobald wir in Sicherheit waren, pflegte er meiner mit der Milde eines Weibes, möchte ich sagen. Er wich nicht von meinem Lager, ja er duldete nicht, daß eine andere Hand mir Labung oder Hülfe reichte. O Herrmann! Wie könnte ich, auch wenn ich dürfte, mit diesem Manne den Kampf um Leonorens Herz beginnen?

Die Art, wie er von Leonoren mit mir spricht, und wie er mich überhaupt behandelt, läßt mich errathen, daß er in mir nicht bloß den Freund seines Hauses sieht, der aus irgend einem menschenfreundlichen Antrieb die Rettung eines unschuldig Verfolgten unternommen hat. Noch ist hierüber kein Wort zwischen uns gefallen. Sollte es einst zur Sprache kommen, so werde ich nichts kleinherzig läugnen. Ich habe gefühlt, wie vielleicht Jeder an meinem Platze, und — das darf ich mit innigem Selbstgefühl bekennen — gehandelt, wie nicht Jeder gethan haben würde.

Fahrnau ist sehr entschlossen, jetzt nicht zu Leonoren zurückzukehren. Die große Sache des Kampfs um die Befreyung Deutschlands ist sein

Vorwand; ich fühle aber, daß die wahre Ursache tiefer liegt, und er auch ohne diese Rücksicht jetzt nicht nach Hause gegangen wäre, und ich begreife es. Er hat große Schulden gegen Leonoren gut zu machen, und glaubt wenigstens, auch seiner Seits einige Zweifel nähren zu dürfen. Übrigens ist seine Begeisterung für den gegenwärtigen Augenblick groß und ansteckend. Sein Feuer reißt hin, und hat auch mich ergriffen. Du weißt, wie ich immer über diese wichtige Angelegenheit der Menschheit dachte. Gewiß kann Fahrnau nicht tiefer davon angesprochen seyn, als ich; aber ich vermag nicht zu hoffen, was er hofft. Dennoch will ich mit ihm ziehen, und in das große Wagespiel, mit dem ja das allgemeine wie des Einzelnen Glück stehen oder fallen muß, Alles einsetzen, was ich noch habe, mein Letztes, Einziges — mein Leben. Vielleicht kann in der Schlacht meine Brust zum Schild für Fahrnau dienen, und ich Leonoren den geretteten Gatten auch erhalten!

Zwanzigster Brief.

Rosalie von Sarewsky an Lothar.

Aus der Residenz den 20sten Julius 1813.

Seit du vorgestern bey mir gewesen, und deine Gegenwart und dein Gespräch, ihre alte Macht über mich übend, mich aus der Tiefe meines Grams herausgehoben, und mir wieder eine Möglichkeit der Hoffnung vorgespiegelt hatten, war mir durch zwey Tage leidlich. Mein Gedicht hatte dir gefallen. Ach laß mich hoffen, daß sein Inhalt von dir verstanden und ganz erkannt worden war! Ich habe ihm meine besten, meine letzten Kräfte gewidmet. Nun vermöchte ich nichts mehr, und ich fühle tief die gewaltige Anstrengung bey einer Beschäftigung, die mir einst ein süßes Spiel war, und die jetzt aufreibend auf mein Nervensystem wirkt. Dennoch — o wie gern hatte ich Alles gelitten, als ich aus deinem Munde die Worte des Beyfalls hörte!

Ein und zwanzigster Brief.

Lothar an Rosalie von Sarewsky.

Aus der Residenz den 21sten Julius 1813.

Sehr verdrießliche Geschäfte und noch verdrießlichere Begegnungen hielten mich von gestern Abends, wo dein Billet in meine Wohnung kam, bis diesen Morgen außer derselben. Als ich mit der aufgehenden Sonne nach Hause kam, warf ich mich ermüdet auf's Bett, und schlief, oder träumte vielmehr in fieberischen Wallungen einige Stunden hin. So geschah es, daß ich deinen Brief erst um eilf Uhr las. Welche Sprache, meine Liebe! Welche Gefühle! Wie bitter ist der Grundton dieses Briefes, so süß auch die milde Ergebung scheint, in der man ihn auf den ersten Anblick geschrieben glauben sollte!

Ich habe jeden Stachel wohl gesehen und erkannt, der hier unter Blumen verborgen lag; aber

ich will nicht vergessen, daß meine schöne Freundinn krank ist, krank an Geist wie an Körper, und daß man mit Kranken nur liebevoll umgehen müsse. Fürchte nichts, liebe Sally! Obgleich mein Aufenthalt auf jeden Fall hier nur mehr kurz seyn wird, so gehe ich doch jetzt noch nicht fort, und für dich zu sorgen wird mir jederzeit eine werthe Pflicht seyn. Vermuthlich komme ich heute zu dir; aber wenn du mich wirklich liebst, meine allzuängstliche Freundinn, so verscheuche für jene Stunden, die ich gern heiter und froh in deinen Armen zubringen möchte, die trüben Wolken, die deine Stirn sonst verdunkeln, und laß uns wieder einmahl das frische, heitere Leben genießen, das uns, wie du sagst, in den schönen Fluren Hesperiens beseligte! Sey wieder die schöne, geistreiche, phantasievolle Frau, und du wirst auch in mir den alten Freund finden! Leb wohl!

Neunzehnter Brief.

Julius von Tengenbach an Herrmann Walter.

Teschen den 16ten Julius 1813.

Die Überschrift dieses Briefes wird Dich befremden, da diese Gegenden so ganz außer der Richtung liegen, auf der Du mich nach meinem letzten Briefe glauben konntest; aber es ist mit mir in diesen letzten Wochen so viel vorgegangen, und mächtige Ereignisse meiner inneren Welt haben so bestimmend auf mich gewirkt, daß ich, wenn ich mich hier den Preußischen Staaten nahe, und im Begriff stehe, Kriegsdienste zu nehmen, manchmahl selbst über mich erstaune.

Meine letzten Nachrichten schilderten Dir meinen Entschluß, Fahrnau, es koste was es wolle, zu befreyen, und meine vorläufigen Erkundigungen darüber. Vor Allem mußte der Gefangene von der

Nähe eines befreundeten, hülfreichen Wesens und seinen Absichten unterrichtet werden. Es gelang mir, ihn auf mich aufmerksam zu machen, und es kam nur darauf an, mir sein Zutrauen zu erwerben. Hier aber lag die größte Schwierigkeit. Da ich Leonoren durchaus nichts von meinem Vorhaben hatte entdecken können, so besaß ich nichts, was ihrem Gemahl ein Zeichen meiner Sendung seyn konnte, als einen Brief von ihr an mich über ganz andere Gegenstände. Ich brachte ihn in seine Hände. Er verstand den Sinn der Gabe, und ein Paar Zeilen, die ich mit Bleyfeder dazu gefügt hatte. Auf demselben Wege erhielt er Gold, eine scharfe Feile und noch einige andere nöthige Instrumente. Die Treue seiner nächsten Hüther wurde erkauft, das Übrige bewirkten seine Kühnheit und sein Muth. Endlich genoß ich das Glück, ihn gerettet in meine Arme zu schließen, nachdem ich zweymahl der Gefahr, von den Wachen entdeckt und niedergeschossen zu werden, nur durch halsbrechende Sprünge über die Felsenklippen entgangen war.

Meine Anstalten waren so getroffen, daß wir zuerst zu Fuße, um unentdeckt zu bleiben, durch die Berge flüchten, und jenseits meine Leute mit Pferden finden sollten.

Es war eine furchtbare Nacht. Der Wind stürm-

te, und jagte schwarze Wolken, die Überreste eines schweren Gewitters, das den ganzen Tag und Abend in diesen Bergen getobt hatte, am nächtlichen Himmel hin. Keine Leuchte durfte uns verrathen. So tappten wir durch Sturm, Finsterniß und Waldesgestripp, und hatten nur wenige Worte gewechselt; denn auch unsere Seelen waren finster und schwer, wie die Nacht. Nach zwey Stunden konnte ich nicht mehr weiter. So manche unter Fahrnau's Fenster durchwachte Nacht, so mancher ermüdende Gang durch diese Gebirge, um mich der Wege in's andere Thal zu versichern, endlich Ungewißheit und schmerzliche Gefühle hatten meine Kräfte in Anspruch genommen. Fahrnau bemerkte es, und kein Bruder könnte zärtlicher für den andern sorgen, als er that. Der Morgen graute. Ich saß erschöpft an einen Baumstamm gelehnt, und betrachtete diese schöne, kräftige Gestalt, diese edlen Züge, aus denen zwey unbeschreiblich freundliche Augen mit innigem Ausdruck auf mir ruhten. Da fielen Schüsse, und wir sahen uns von Chasseurs, die uns verfolgten, angefallen. Ich that, was ich vermochte. Ein gewaltiger Hieb setzte mich bald außer Stand, weiter zu kämpfen; aber wie eine Löwinn ihr Junges, vertheidigte mich der tapfere Freund. Seine Kraft, sein Muth verschafften ihm den Sieg über drey

wohlbewaffnete Feinde, und wie der Kampf vorüber war, war der wüthende Löwe ganz Weichheit, ganz liebende Sorgfalt für seinen wunden Gefährten. Er trug mich beynahe den Abhang hinab, und sobald wir in Sicherheit waren, pflegte er meiner mit der Milde eines Weibes, möchte ich sagen. Er wich nicht von meinem Lager, ja er duldete nicht, daß eine andere Hand mir Labung oder Hülfe reichte. O Herrmann! Wie könnte ich, auch wenn ich dürfte, mit diesem Manne den Kampf um Leonorens Herz beginnen?

Die Art, wie er von Leonoren mit mir spricht, und wie er mich überhaupt behandelt, läßt mich errathen, daß er in mir nicht bloß den Freund seines Hauses sieht, der aus irgend einem menschenfreundlichen Antrieb die Rettung eines unschuldig Verfolgten unternommen hat. Noch ist hierüber kein Wort zwischen uns gefallen. Sollte es einst zur Sprache kommen, so werde ich nichts kleinherzig läugnen. Ich habe gefühlt, wie vielleicht Jeder an meinem Platze, und — das darf ich mit innigem Selbstgefühl bekennen — gehandelt, wie nicht Jeder gethan haben würde.

Fahrnau ist sehr entschlossen, jetzt nicht zu Leonoren zurückzukehren. Die große Sache des Kampfs um die Befreyung Deutschlands ist sein

Vorwand; ich fühle aber, daß die wahre Ursache tiefer liegt, und er auch ohne diese Rücksicht jetzt nicht nach Hause gegangen wäre, und ich begreife es. Er hat große Schulden gegen Leonoren gut zu machen, und glaubt wenigstens, auch seiner Seits einige Zweifel nähren zu dürfen. Übrigens ist seine Begeisterung für den gegenwärtigen Augenblick groß und ansteckend. Sein Feuer reißt hin, und hat auch mich ergriffen. Du weißt, wie ich immer über diese wichtige Angelegenheit der Menschheit dachte. Gewiß kann Fahrnau nicht tiefer davon angesprochen seyn, als ich; aber ich vermag nicht zu hoffen, was er hofft. Dennoch will ich mit ihm ziehen, und in das große Wagespiel, mit dem ja das allgemeine wie des Einzelnen Glück stehen oder fallen muß, Alles einsetzen, was ich noch habe, mein Letztes, Einziges — mein Leben. Vielleicht kann in der Schlacht meine Brust zum Schild für Fahrnau dienen, und ich Leonoren den geretteten Gatten auch erhalten!

Zwanzigster Brief.

Rosalie von Sarewsky an Lothar.

Aus der Residenz den 20sten Julius 1813.

Seit du vorgestern bey mir gewesen, und deine Gegenwart und dein Gespräch, ihre alte Macht über mich übend, mich aus der Tiefe meines Grams herausgehoben, und mir wieder eine Möglichkeit der Hoffnung vorgespiegelt hatten, war mir durch zwey Tage leidlich. Mein Gedicht hatte dir gefallen. Ach laß mich hoffen, daß sein Inhalt von dir verstanden und ganz erkannt worden war! Ich habe ihm meine besten, meine letzten Kräfte gewidmet. Nun vermöchte ich nichts mehr, und ich fühle tief die gewaltige Anstrengung bey einer Beschäftigung, die mir einst ein süßes Spiel war, und die jetzt aufreibend auf mein Nervensystem wirkt. Dennoch — o wie gern hatte ich Alles gelitten, als ich aus deinem Munde die Worte des Beyfalls hörte!

Aber kaum hat diese milde Thauluft alle die starren Eisrinden, welche Freundes-Kälte und Feindes-Härte über den einst so bunten Frühling meiner Hoffnungen gezogen hatten, zu schmelzen angefangen, kaum hat mein streng verschlossenes Herz es gewagt, dem freundlichen Strahl sich in zitternder Erwartung zu öffnen, so tönt eine furchtbare Bothschaft in mein erschrockenes Ohr, alle leisen Bebungen der lange fremd gewesenen Freude erstarren wieder, und ich stehe zagend und bleich da, um mein Todesurtheil zu empfangen.

Man sagt, die Unterhandlungen zwischen dem Französischen und dem hiesigen Hofe seyen zu Ende, du seyst abgerufen, und im Begriff fortzureisen. Ist das wahr? O Lothar! Wenn es wahr ist, was soll aus mir werden? Vor fünf Monathen hast du mich hierher beschieden. Du dachtest damahls nicht, daß ein günstiges Geschick dir erlauben würde, so lange hier zu weilen. Nur im Vorbeygehen wolltest du mich hier sehen, und weiter für mich sorgen. Das Geschick hat sich deinen Wünschen günstiger erwiesen, und dich recht lange in höchst angenehmer Gesellschaft hier gelassen. Ich soll, ich will dir keine Vorwürfe machen, und gehe über Alles hin, was zwischen jenen seligen Tagen auf den schönen Fluren Hesperiens, und meiner jetzigen

Angst liegt. Nur um das Einzige flehe ich zu dir: Laß mich nicht allein ohne dich hier! Ich habe hier traurig, aber ich habe ruhiger gelebt, seit deine Gegenwart, deine Persönlichkeit, und der Gedanke, daß ich dir, wenn auch nur noch mit schwachen Banden, angehörte, den Lästerungen und Mißhandlungen Einhalt thaten, die man sich früher gegen mich erlaubt hatte. Laß mich nicht länger hier! Nimm mich mit dir, oder bezeichne mir eine stille Zufluchtsstätte, in die ich mich aus den feindlichen Berührungen retten, und dort, in trüber Einsamkeit verborgen, Nachrichten von dir, und vielleicht auch einmahl einen freundlichen Besuch erwarten könne! Nicht wahr, du wirst meine Bitte erfüllen? Ich kenne deinen Edelmuth. Du kannst aufgehört haben, mich zu lieben; aber du wirst nicht aufhören, dich eines unglücklichen Weibes, die dir einst mehr war, anzunehmen.

Ein und zwanzigster Brief.

Lothar an Rosalie von Sarewsky.

Aus der Residenz den 21sten Julius 1813.

Sehr verdrießliche Geschäfte und noch verdrießlichere Begegnungen hielten mich von gestern Abends, wo dein Billet in meine Wohnung kam, bis diesen Morgen außer derselben. Als ich mit der aufgehenden Sonne nach Hause kam, warf ich mich ermüdet auf's Bett, und schlief, oder träumte vielmehr in fieberischen Wallungen einige Stunden hin. So geschah es, daß ich deinen Brief erst um eilf Uhr las. Welche Sprache, meine Liebe! Welche Gefühle! Wie bitter ist der Grundton dieses Briefes, so süß auch die milde Ergebung scheint, in der man ihn auf den ersten Anblick geschrieben glauben sollte!

Ich habe jeden Stachel wohl gesehen und erkannt, der hier unter Blumen verborgen lag; aber

ich will nicht vergessen, daß meine schöne Freundinn krank ist, krank an Geist wie an Körper, und daß man mit Kranken nur liebevoll umgehen müsse. Fürchte nichts, liebe Sally! Obgleich mein Aufenthalt auf jeden Fall hier nur mehr kurz seyn wird, so gehe ich doch jetzt noch nicht fort, und für dich zu sorgen wird mir jederzeit eine werthe Pflicht seyn. Vermuthlich komme ich heute zu dir; aber wenn du mich wirklich liebst, meine allzuängstliche Freundinn, so verscheuche für jene Stunden, die ich gern heiter und froh in deinen Armen zubringen möchte, die trüben Wolken, die deine Stirn sonst verdunkeln, und laß uns wieder einmahl das frische, heitere Leben genießen, das uns, wie du sagst, in den schönen Fluren Hesperiens beseligte! Sey wieder die schöne, geistreiche, phantasievolle Frau, und du wirst auch in mir den alten Freund finden! Leb wohl!

Zwey und zwanzigster Brief.

Gräfinn Ida von Lichtwerth an ihre Mutter.

Aus der Residenz den 29sten Julius 1813.

Die Besorgniß, welche ich in meinem vorigen Briefe wegen der größeren Freyheit geäußert, die man sich allenfalls gegen mich erlauben dürfte, war nicht grundlos, meine gnädige Mutter, und ich habe deßhalb mit dem Obersten neulich einen sehr unangenehmen Auftritt gehabt, den ich ihnen nicht vorenthalten darf, um sie zu überzeugen, daß ihre Tochter ihren Grundsätzen nicht untreu geworden ist. Sie wissen, daß Lothar es gewagt, seit der Abreise Lichtwerths ein etwas zuversichtliches Betragen gegen mich anzunehmen. Ich hatte dieß kaum gefühlt, als ich ihn in die gehörigen Schranken zurückwies, und es gelang mir ein Paarmahl so wohl, daß ich hoffte, seiner unternehmenden Zudringlichkeit überhoben zu seyn. Es liegt etwas

ganz Eigenes und auf so geistreiche, frappante Art Unverschämtes in seiner Annäherung, daß man theils aus Verwunderung, theils aus Anerkennung seines überwiegenden Verstandes im ersten Augenblick nicht gleich gefaßt genug ist, ihm das Unziemliche seines Unternehmens fühlen zu lassen. Indessen hatte ich das bald durchschaut, und wie ich einmahl die Angriffsweise meines Feindes kannte, wußte ich auch recht gut, mit welchen Waffen ihm zu begegnen war. Seiner Kühnheit setzte ich den gelassensten Stolz, seinen zweydeutigen Scherzen gänzlichen Stumpfsinn, seinen geistvollen Schmeicheleyen die entschiedenste Gleichgültigkeit entgegen, und er fing wohl an, bereits am Gelingen seiner Absicht zu verzweifeln. Da wagte er vor einigen Tagen einen neuen, gewaltigen Versuch. Er näherte sich mir in der Assemblee bey der alten Gräfinn Ringstern auf eine Weise, und erlaubte sich einen Ton, der die ganze Gesellschaft auf eine vorhergehende sehr genaue Bekanntschaft schließen lassen sollte. Ich war wirklich betroffen; aber ich faßte mich bald, und antwortete so, daß Niemand wegen des Verhältnisses, das zwischen uns herrschte, in Zweifel bleiben konnte, obwohl ich ihm durchaus nichts Beleidigendes, ja nicht einmahl etwas Bitteres sagte; denn nichts gibt kühnen

Männern so sehr die Waffen gegen uns in die Hand, als wenn wir unsere ruhige Würde so weit vergessen, uns ein schnippisches Betragen gegen sie zu erlauben. Mit einem stillen Triumph sah ich, wie der Herr Oberst erst sich in die Lippen biß, dann nach und nach schweigsamer wurde, und sich endlich aus der Gesellschaft verlor.

Aber am nächsten Morgen — es war kaum zehn Uhr, und ich saß im Morgenanzug am Clavier — kam er, ohne gemeldet zu seyn, in mein Zimmer. Ein Auftrag an meinen Mann in Rücksicht der Spitäler in unserer Gegend diente ihm zum Vorwand, und er wagte es, nicht bloß in dieser ungewöhnlichen Stunde, sondern auch in sehr nachlässiger Kleidung zu kommen. Meine Leute, die ihn sonst nur in den gehörigen Besuchstunden gesehen hatten, und wußten, daß ich um diese Zeit Niemand, wenigstens keine Männer bey mir sähe, bathen ihn, zu warten, bis sie ihn gemeldet hätten; denn abzuweisen wagten sie den bedeutenden Herrn nicht. Aber er ließ es nicht zu, und mit der Äußerung, daß die Gräfinn um seinen Besuch wüßte, trat er geradezu ein. Ich empfing ihn, wie seine Kühnheit es verdiente; aber er war so leicht nicht zu schrecken. Mit einer Gluth, die ich noch nie an ihm gesehen, und die jetzt zärtlich und un-

terwürfig, jetzt kühn und feurig war, wagte er es, mir geradezu seine Leidenschaft zu erklären, und die Art, wie er es anfing, setzte mich vor Erstaunen außer Stand, ihm, wie ich gesollt, zu antworten. Er verließ mich endlich, und als ich mich von dem aus Unwillen und Verwunderung gemischten Gefühl, das mich in seiner Gegenwart befangen hielt, erhohlt hatte, sah ich, daß dieser verdächtige Besuch gegen zwey Stunden gewährt, und nothwendig bey allen meinen Leuten den Gedanken, daß er mir willkommen gewesen sey, erregt haben mußte. Auch leuchtete mir erst, als er fort war, die Frechheit seines Betragens ganz ein — diese Erklärung, der Ton, den er sich erlaubt, die Worte, deren er sich bedient, endlich die Macht der Überraschung, wodurch er es dahin gebracht, einen Ring, der auf dem Tische lag, zu ergreifen, und auch auf meine bestimmte Forderung nicht wieder herauszugeben!

Ich fand, daß diesem Unwesen bey Zeiten und kräftig gesteuert werden müsse. Vor Allem sollte mein Haus und somit die Welt erfahren, daß ich eine solche Übertretung aller Gesetze des Wohlstandes zu rügen und zu strafen weiß. Daher haben meine Leute den gemessensten Befehl, ihn nie, zu keiner Zeit mehr vorzulassen. Ich will ihn durchaus nicht

in meinem Hause, noch weniger aber allein wiedersehen, und in Gesellschaften ihm auf eine Art begegnen, die ihn von jedem Versuch dieser Art abschrecken soll. Mag er darüber zürnen, und mich seinen Unwillen empfinden lassen! Ich achte das viel weniger, als meinen Ruf; ja, ich glaube sogar, daß die Weiber, denen dieser Wüstling zu zürnen scheint, vor der Welt mehr Achtung besitzen müssen.

Auf jeden Fall, liebste Mutter, sehe ich, daß meines Bleibens hier nicht mehr lange seyn kann. Aber auf unsere Güter mag ich durchaus nicht gehen. Die Nachrichten, die ich durch meines Mannes Briefe erhalte, schildern mir daselbst einen Zustand der Dinge, der meine Gegenwart nicht allein nutzlos, sondern unziemlich machen würde. Zu Balsingen ist im Schlosse selbst ein Spital, und auf Bitthof hat Lichtwerth so viel Einquartirung, und mit Transporten, Lieferungen u. s. w. theils so viele Anstrengung, theils so viele Ausgaben, daß ich unter diesen Umständen Sie, theure Mutter, bitten muß, mir Ihre mütterlichen Arme und Ihr Haus zu öffnen, unter dessen Schatten ich sicher und mit Ehren wohnen kann.

Drey und zwanzigster Brief.

Rosalie von Sarewsky an Bertha von Selnitz.

Aus der Residenz den 29sten Julius 1813.

Seit einigen Tagen fühle ich mich etwas stärker, liebe Bertha, und meine gedrückte Brust athmet mit minderer Beschwerde. Es war sehr nothwendig, daß dieß geschah; sonst wäre ich der Bergeslast meiner körperlichen und geistigen Leiden erlegen.

Jenes Gedicht hat mir gelungen. Es hat seinen Zweck erreicht. Was die Welt davon denkt, gilt mir gleich. Die Unpartheyischen bewundern es, und die Bosheit findet überall Gelegenheit, Gift zu saugen. Sie findet es zu individuell, und will deuten, auslegen. Mag sie doch! Keines dieser absprechenden Gemüther vermag in der heißen Flamme zu glühen, die diese Töne aus dem Innersten meiner

Brust, gleich Lavaströmen aus den Tiefen des Vulkans hervortreibt, und die dunkeln Geheimnisse der leidenden Seele in halbverstandenen Lauten kund gibt. Ich weiß, daß diese Töne ein Herz gerührt haben, das ich vor vielen hochachten gelernt habe, und an das, wenn uns keine strengen Verhältnisse schieden, ich mich liebend schließen könnte. Frau von Fahrnau wohnt in einem Hause mit mir. Wir sehen uns zuweilen, und wechseln im Begegnen freundliche Worte. Ihr hat das Gedicht Thränen entlockt, das weiß ich; aber jene conventionellen Menschen richten kalt, und es muß so seyn, damit mir auch die kleinste Freude nicht ohne einen Tropfen Galle bleibe.

Gestern fuhr ich mit Lothar spazieren. Seine Geschäfte hindern ihn zwar, so oft als sonst bey mir zu seyn; doch schenkt er mir manche freye Stunde. Ach Gott! Welche Erinnerungen quollen aus der Tiefe der Vergangenheit auf diesem Spaziergange hervor!

Zwey Jahre sinds, als wir ihn hier um eine ähnliche Zeit des Sommers machten. Damahls lag Italische Gluth auf diesen Flächen, Fülle des Reichthums strotzte aus dem hellen Laub dieser Traubenhügel, überall war Segen, Gedeihen, Ruhe, und in meiner Brust, außer einer kindischen Scheu vor

der Eifersucht eines Unglücklichen, dessen Andenken mir noch immer theuer ist, nichts als Lebensmuth, Freude und Empfänglichkeit für jeden Genuß. Sorglos wandelten wir damahls am Ufer des majestätischen Stroms hinan, die ganze Gegend war in Gold und Gluth getaucht, und wie eine feurige Säule loderte die sinkende Sonne über den zitternden Wasserspiegel hin. Wir kosten, wir scherzten, und Lothars lebhafte Unterhaltung betrog mein ängstliches Herz um die knapp zugemessene Zeit. . . . .

Und jetzt! O wie so ganz anders ist Alles! Rund um in Thälern und Dörfern lauert die Furie des Kriegs, nur kaum mehr gebändigt durch die zügelnde Macht höherer Unentschiedenheit, und wartet des erlösenden Worts, um über die unglückselige Welt loszubrechen, und Alles weithin mit Blut und Elend zu erfüllen. Krieg! Krieg gegen die Unterdrücker der Weltfreyheit! ist das allgemeine Losungsgeschrey, und der Strahl der Rache, der sich an dem Brande von Moskau entflammt hat, läuft zündend durch die ganze Welt. Mein Herz zittert bey diesen Zurüstungen, bey dieser Stimmung. Ach ich habe für den zu fürchten, der mir nun Alles, Alles auf dieser Erde ist! . . . . .

Es ist ein unglückseliges, verderbliches Begin-

nen, von dem ich kein gutes Ende absehen kann. Auch scheint die Natur selbst darüber zu trauern, und mitempfindend das kommende Unglück ihrer Kinder im allgemeinen Schmerz zu fühlen. Keine fröhliche Ernte lohnt heuer des Landmannes Fleiß, unter dem ewig wolkigen Himmel und unter unaufhörlichen Regengüssen gedeiht keine Frucht der Rebe oder des Baumes. Alles scheint dem Menschen abzurathen, und ihn vor dem unheilbringenden Unternehmen zu warnen; aber der harte Sohn der Erde hört nur seine Leidenschaften. Der Krieg wird beginnen, und wo — wo werde ich dann eine Zufluchtsstätte finden? Wann und wo werde ich den Freund, der jetzt so bald der Gefahr entgegen geht, wiedersehen?

Er hat mir versprochen, mich für jetzt mit sich zu nehmen. Ich soll mich fertig halten, weil seine Abreise sehr bald gebieterisch eintreten kann.

Das sagte er mir, als wir langsam am Stromesufer hinauffuhren, und wie mir zu Muthe war, kannst Du Dir denken. Der Abend war kühl, es hatte den Tag über geregnet. Jetzt hob sich die schwere Wolkendecke im Westen ein wenig von den Gipfeln der Berge empor, ein goldener Streifen erschien, und plötzlich blitzte ein heller Sonnenstrahl über die wunderbar erleuchtete Gegend hin.

Wie schwere Thränen glänzten die Regentropfen an den Büschen und Grashalmen in dem verklärenden Schein, ein falbes Roth kleidete die gegenüberstehenden Rebenhügel, und stach seltsam mit dem grauen Dunkel ab, in welchem der unerhellte Theil der abendlichen Gegend lag. Ach mir fuhr wie ein zuckender Strahl die Ahnung durchs Herz: So, so bricht ein Hoffnungsstrahl aus dem Dunkel Deines Schicksals hervor, erhellt für einen Augenblick den Abend Deines Lebens, und weicht bald einer tiefern — ewigen Nacht!

Indem ich dieß dachte, und mit schmerzlichem Gefühl in die schimmernde Hellung blickte, verschwand der frohe Strahl. Alles lag in wüstem Dunkel, und meine Thränen brachen hervor. Lothar sieht es nicht gern, wie du weißt, wenn man sich weichen Gefühlen, die noch dazu auf unbestimmten Gründen, oder Ahnungen beruhen, überläßt. Er sah mich ernst an. Ich konnte mich doch nicht bezwingen, und sagte ihm Alles. Ach, er muß ja wissen, wie es in diesem Herzen steht, das keinen Wunsch, kein Gefühl hegt, das er nicht kennen darf und soll!

Seine Antwort war nicht sanft, aber überzeugend. Nach und nach stillte sich mein aufgeregtes Gefühl. Er ertrug mich mit Geduld, und ich fand mich

wieder in seinen klaren Ansichten, und seinem umfassenden Überblick der Lage der Dinge und des Zeitgeistes.

Als wir in die Stadt kamen, verließ er mich. Ich war still geworden, aber nicht heiter, und wie ich in der Einsamkeit über Alles nachdachte, entwickelte sich der Entschluß klar und ruhig in mir, Lothars entschiedenen Verlust auf keine Art zu überleben. Ich habe nun einmahl meine Eigenthümlichkeit, mein ganzes Seyn an ihn aufgegeben, und ich kann eben so wenig für mich allein stehen, wenn ihn Verhältnisse, oder ein unglücklicher Zufall von mir reißen, als das Haus stehen könnte, dessen Grundfesten ausgegraben und fortgeschafft würden.

Meine Gesundheit bessert sich übrigens, meine Kräfte mehren sich, und ich denke, die Reise wird mir wohl thun. Sobald ich Dir etwas Bestimmtes über meinen Aufenthalt und meine Zukunft sagen kann, erhältst Du Nachricht.

Vier und zwanzigster Brief.

Leonore von Fahrnau an die Baroninn von Lehmbach.

Aus der Residenz den 6ten August 1813.

Klara! Klara! Warum kann ich nicht an Deinen Hals fliegen, Dir mein Glück sagen, und mich in Deinen Armen freuen! Ludwig ist frey! Er ist gerettet, und er liebt mich noch! Adolph schreibt Dir das Billet ab, das sein Bruder mir gesendet. Tengenbach, der edle Freund, war sein Befreyer. Mir blieb das Ganze ein Geheimniß. Ich weiß vor Freude nicht, was ich thue, aber ich will Dich keinen Augenblick auf diese fröhliche Bothschaft warten lassen. O warum darf ich sie nicht der ganzen Welt kund thun! Ich begreife seine weiteren Absichten nicht, aber ich will

ihm gehorchen. Ach ich gehorchte ihm jederzeit so gern! Der Schwager meldet mir die Umstände seiner Rettung nur oberflächlich, und verspricht mir einen ausführlicheren Bericht. O, Gott sey Dank — ewig, unaufhörlich!

Fünf und zwanzigster Brief.

Gräfinn Ida von Lichtwerth an ihren Bruder Friedrich.

Aus der Residenz den 7ten August 1813.

Ich bin verloren, wenn Du mich nicht rettest! Komm, so schnell Du kannst, Deiner Schwester angetastete Ehre zu rächen, und den Flecken, den ein niederträchtiger Bösewicht ihr anzuhängen trachtet, in seinem Blute abzuwaschen! Sonst übrigt mir auf dieser Welt nichts mehr, als der Tod!

Denke Dir die unerhörte Beleidigung, das mit dem kältesten Blute teuflisch ausgesonnene Beginnen! Meine letzten Briefe haben Dich von Lothars Absichten und den Maßregeln unterrichtet, die ich genommen, mich vor seiner Zudringlichkeit für immer zu schützen. Ich muß gestehen, daß sie gewaltsam waren. Aber blieb mir gegen den kühnen Verführer etwas anderes übrig? Ich verboth ihm mein

Haus, und meine Leute erhielten den Befehl, ihn nie, und unter keinem Vorwand vorzulassen. Er kam nicht. Das befremdete mich, aber es war mir lieb, mochte es nun Zufall oder Selbstgefühl seyn, was ihn abhielt, sich einer beschämenden Abweisung auszusetzen. Auch in keiner Gesellschaft begegnete ich ihm in diesen Tagen. Er war, wie ich hörte, viel bey seiner halbvergessenen alten Geliebten, er machte seine Abschiedsbesuche, hatte viel zu thun, und sollte in ein Paar Tagen abreisen.

So stand Alles bis gestern Nachts. Ich kam aus der Gesellschaft etwas spät nach Hause. Ich kleidete mich aus, schickte mein Frauenzimmer fort, und wollte, wie gewöhnlich, noch etwas lesen, ehe ich zu Bette ging. Ein seltsamer Geruch wie von etwas Angebranntem machte mich aufmerksam. Ich stehe auf, nehme das Licht und folge der Spur. Im nächsten Zimmer ist nichts zu entdecken, eben so wenig im äußeren. Ich durchsuche Alles genau. Es mochte eine halbe Viertelstunde darüber hingegangen seyn. Aber der Geruch dringt jetzt stärker zu mir. Er scheint aus meinem Schlafzimmer zu kommen. Ich kehre mit steigender Angst zurück, ich öffne das Zimmer, eine Rauchwolke quillt mir entgegen, ich höre ein Getöse, meine Leute stürzen auf der anderen Seite herein, und das Geschrey: Feuer!

Feuer! füllt das Haus. Fremdes Volk dringt in den Hof. Ich frage, wo es denn brennt? Man nennt das Kabinett dicht an meinem Schlafzimmer. Dort hat man von der Straße her die Helle gesehen. Jetzt tritt der Polizeyoffizier in's Zimmer, den der Lärmen herbeygezogen. Wir eilen alle auf das Kabinett zu, — und stelle Dir mein Entsetzen und die Befremdung der Andern vor! — Lothar, im Überrocke, ohne Hut, tritt uns entgegen. Was ist das? rief ich: Wie kommen Sie hierher? und ein eiskalter Schauer überlief mich; denn das Kabinett hat keinen Ausgang, als die Thür, an der wir standen.

Er lächelte seltsam. Es schien, als sinne er auf eine passende Antwort. „Der Feuerlärm — der Gedanke an Ihre Gefahr, gnädige Frau! — Ich wollte Ihnen meine Dienste anbiethen.“

Ich war vernichtet. Der Polizeykommissär sah uns mit einem Blicke an, der Alles zu enträthseln und die unvermuthete Zusammenkunft auf's Verdächtigste zu deuten schien. Indessen hatten die Leute Alles durchsucht. In einem Winkel zwischen dem Kabinett und dem Schlafzimmer, wo die Öfen geheitzt werden, und vorräthiges Holz lag, war dieses, weiß Gott wie? in Brand gerathen, die Flamme hatte zum Schornstein hinausgeschlagen, und

der Rauch war durch den Franklinofen hereingedrungen. Wie das Kabinett sich erleuchtet, wie der Niederträchtige hereingekommen — Alles bleibt ein ewiges Räthsel. Er entfernte sich sogleich. Sein Hut fand sich auf einem Tische im Vorzimmer. Die Leute verliefen sich. Ich blieb allein. Mit welchen Gedanken? kannst Du errathen.

Was diese Geschichte für einen Eindruck machen, und wie man mich beurtheilen wird, ist ein Abgrund, in den zu blicken ich nicht wage. Daß ich unschuldig bin, daß nur die niedrigste Bosheit, oder die unseligste Verkettung der Umstände hier im Spiel war, ist sicher. Meine Leute wollen von nichts wissen, und Keines will Lothar hereingelassen haben. Alle meine Nachforschungen bleiben fruchtlos, und dienen nur dazu, die Sache lauter und mich verdächtiger zu machen. O ich bin am Rande der Verzweiflung! Komm, komm Bruder, und räche — oder tödte Deine Schwester!

Sechs und zwanzigster Brief.

Leonore von Fahrnau an die Baroninn von Lehmbach.

Aus der Residenz den 15ten August 1813.

Was waren das für Tage, liebe Clara! Von welchen Auftritten mußte ich ein unglücklicher Zeuge seyn! Jetzt erst, da Alles vorüber, da das Entsetzen des ersten Eindrucks schwächer geworden ist, und jene heftig gespannten Empfindungen einer wehmüthigen Trauer Platz gemacht haben, fühle ich mich im Stande, dir davon Nachricht zu geben. Gott! Wie weit, in welche Abgründe kann eine ungeregelte Leidenschaft uns führen, und was sind die blendendsten Talente des Geistes, die reichsten Gaben der Natur, wenn keine höhere Richtung und kein religiöser Sinn sie zügeln, und zu ihrem wahren Ziele führen?

Es hat sich so entsetzlich viel in den Raum von

kaum vierzehn Tagen gedrängt, und meine Seele ist abwechselnd der Schauplatz so streitender Empfindungen geworden, daß ich mich mit Anstrengung besinnen, und wohl nachdenken muß, um die Reihe zu finden, in der sich Alles begab, und somit einen Leitfaden zu haben, an dem ich Dich durch dieß Gewirre von Begebenheiten durchführen kann.

Mein kurzer, entzückter Brief über Ludwigs Befreyung ist in Deinen Händen. Ich weiß nicht mehr recht, was ich damahls geschrieben; nur so viel weiß ich, daß ich mich mehr im Himmel, als auf Erden glaubte. Seitdem hat sich freylich auch in dieser Rücksicht Manches geändert. Ich habe Ludwigs und seines Bruders Briefe mehr als einmahl überlesen, und Vieles, ach, sehr Vieles gefunden, das mein erstes Entzücken gedämpft hat. In meines Ludwigs Brust scheint ein Dorn zu liegen, der ihn tief verletzt, und der heraus muß, sollte ich auch baarfuß, wie eine Pilgerinn des heiligen Grabes, durch Deutschland zu ihm wallen, um ihn zu überzeugen. Aber er liebt mich noch, und daran hält sich meine Seele mit stiller Hoffnung fest. — Doch jetzt ist nicht die Zeit davon zu schreiben, und in dem Gefühl einer ganz frischen,

qualvollen Erinnerung verschwindet jede Rücksicht auf eigene Anliegenheiten. Höre also:

Schon seit längerer Zeit trägt sich die große, aber im Klatschen sehr kleine Welt mit allerley Anekdoten und Gesprächen über die Gräfinn Lichtwerth, die unglückliche Rosalie, und ihren von Beyden begünstigten Verehrer Lothar, der jetzt am Hofe eine höchst bedeutende Rolle spielt, und um dessentwillen ich jede Gelegenheit vermeide, wo ich viele Menschen und so auch ihn treffen könnte.

Gräfinn Lichtwerth muß sich auf eine Art gegen ihn benommen haben, die einen kühnen Verführer wenigstens zu Hoffnungen berechtigt, und wenn ich auch nach dem Bilde, das mir aus früherer Zeit von ihrem Charakter vorschwebt, unmöglich denken kann, daß sie nur das Geringste gestattete, was den Anstand verletzen könnte, so, glaube ich, ist es bey so unternehmenden Menschen, wie Lothar, schon ein gewagtes Spiel, ihre Wünsche nur zu reizen, und sich mit ihnen in was immer für einen Wettkampf des Stolzes oder Witzes einzulassen. Ich habe das vor drey Jahren wohl gefühlt, als er sich mir bey meinem ersten Erscheinen in ** bad als ein geistreicher Mann und sinnvoller Schmeichler zeigte, der es verstand, auch der verschämtesten Eigenliebe auf eine höchst angenehme Art zu hul-

digen. Ich sah zu meinem Glücke bald ein, daß ich hier weder mit den Waffen des Geistes noch der Klugheit im ungleichen Kampf gegen einen in allen Künsten und Lastern der großen Welt ausgelernten Wüstling auslangen könnte, und zog mich zurück. Er mag mich für blöde und kleinstädtisch gehalten haben; aber sey es! Ich ertrage sehr gleichgültig die nachtheilige Meinung solcher Menschen. Das hat, wie es scheint, Gräfinn Lichtwerth nicht vermocht. Sie reizte es, den Unüberwundenen zu besiegen, den Stolzen zu beugen, und die Huldigungen des Geistreichsten zu empfangen. Sie glaubte sich dem Kampfe gewachsen, und sah die Unzulänglichkeit ihrer Vertheidigung erst dann ein, als es zu spät war, um sich ohne beleidigendes Aufsehen zurückzuziehen. So wenigstens deute ich mir die vorhergehenden Begebenheiten, ohne daß ich doch die letzten verstehen kann.

Es mögen zehn Tage seyn, als in dem Hotel, das die Gräfinn seit der Abreise ihres Mannes allein bewohnt, in einem Gemache, nahe bey ihrem Schlafzimmer, Feuer auskam. Es war spät, und beynahe Mitternacht. Man eilte auf ihr Zimmer. Man hatte die Helle der aufschlagenden Flamme in einem Kabinett bemerkt, das an ihr Schlafzimmer stößt, und in welches man nur durch dieses

gelangen kann, weil es sonst keinen Ausgang hat. Man fand die Gräfinn verstört, man öffnete das Kabinett — und Lothar war in demselben verborgen. Dem Anschein nach konnte er nur durch ihr Zimmer, und also nur mit ihrem Willen, hinein gekommen seyn; dennoch schien sie sehr befremdet, ja erschrocken. — Was eigentlich vorgefallen ist, weiß Gott; aber die Geschichte lief am folgenden Tage von Mund zu Mund, und der Ruf dieser Frau, der vorher so fleckenlos gewesen, ist nun auf eine Art zernichtet, daß es ihr schwer werden wird, ihn herzustellen, obwohl ich im Grunde meines Herzens wenigstens an keine üble Absicht bey diesem wunderbaren Besuche glaube.

Aber Ida's zerstörter Nahme war nicht die einzige traurige Folge dieser Begebenheit. Das Gerücht gelangte zu der unglücklichen Rosalie, vergrößert mit höchst nachtheiligen Zusätzen für Lothar sowohl, als die Lichtwerth. Sie hörte es, sie sah ihr Unglück entschieden, sich öffentlich einer glücklicheren Nebenbuhlerinn aufgeopfert, und ergab sich der Verzweiflung. Zweymahl hatte sie noch an dem Morgen nach dem Feuer zu Lothar gesendet, und ihn beschworen, zu ihr zu kommen. Der Unmenschliche, der sie überhaupt diese letzte Zeit her

durch seine Kälte mißhandelt hat, entzog sich ihren flehentlichsten Bitten, und kam nicht.

In der schrecklichsten Lage brachte sie nun einige Stunden zu. Alle ihre körperlichen Leiden erwachten; sie glaubte zu sterben, und wünschte nichts sehnlicher. Nach Tische sandte sie noch einmahl hin. Die Nachricht kam zurück, daß der Oberste nicht zu Hause sondern beym Fürsten wäre, um sich zu beurlauben, und daß die Reisewägen für den nächsten Morgen gepackt ständen. Rosalie hatte sein heiliges Versprechen, daß er sie mit sich nehmen wolle. Diese Nachricht, und der Umstand, daß er ihr gar nichts zu wissen gethan, waren ein Donnerschlag für sie. Sie raffte sich auf, sie ließ sich ankleiden, trotz der Bitten und Thränen ihrer Leute, die sie beschworen, ihre Gesundheit zu schonen, denn sie liebten sie wahrlich. „Mein Leben ist verfallen, hatte sie einigemahl in dumpfem Schmerz gesagt. Ich bringe ihn zurück, oder —“

Endlich war sie gekleidet. Man trug sie beynahe in den Wagen. Sie fuhr am Hause der Lichtwerth vorüber. Lothar trat in dem Augenblick hinein. Rosalie sank ohnmächtig in die Arme der Kammerfrau, die sie wider den Willen ihrer Gebietherinn begleitet hatte. Man brachte sie halbtodt nach Hause, und die Kammerfrau kam mit dem dunkeln-

den Abend in Thränen auf mein Zimmer, und beschwur mich, bey Allem, was mir heilig sey, ihrer unglücklichen Gebietherinn beyzustehen, die in einer Art von Geistesabwesenheit läge, und unter mehreren irren und verworrenen Ideen auch von mir und meinem Hasse gegen sie, der sie drücke, spräche.

Ich fühlte mein Innerstes bewegt, und war sogleich entschlossen, die Arme zu besuchen, wenn mein Anblick ihr in diesem Zeitpunct nicht vielleicht zu erschütternd wäre. Die Kammerfrau ging voraus, sie brachte ihrer Gebietherinn die Sache bey, und kam sogleich, mich zu rufen.

Mein Gott! Welch ein Anblick! Geisterbleich, mit wilden, verworrenen Blicken, und so leidend und ausgezehrt, wie ihre vortheilhafte Art sich zu kleiden mich früher nie hatte bemerken lassen, lag das einst so schöne, so hinreißende Geschöpf, mit der Verzweiflung kämpfend vor mir. Als ich eintrat, streckte sie mir die Arme entgegen, und ich, Alles vergessend, flog an ihre Brust.

Sie lag lange halb ohnmächtig in meinen Armen. Endlich richtete sie sich auf, ein Lächeln zuckte um die zitternden Lippen. — O das hat wohl gethan! rief sie, und wischte eine Thräne aus den Augen, der bald noch mehrere folgten: Haben Sie

Dank! Tausend Dank für Ihre Menschlichkeit, zu mir zu kommen! Sie wollte meine Hand küssen. Ich verwehrte es, und umschlang sie noch einmahl, indem ich einen Kuß auf ihre eiskalte Stirn drückte.

Sie wurde ruhiger, sie konnte weinen, sie wollte mir erzählen. Ihre Schwäche hinderte sie. Endlich fragte sie schüchtern, und mit Umschweifen nach Fahrnau's Schicksal. Wie konnte ich der Unglücklichen diesen Trost versagen? Ich ließ sie mir Verschwiegenheit zusichern, und entdeckte ihr Ludwigs Rettung. Sie blickte weinend zu mir auf: O Dank! Dank! Doch noch Eine Freude!

Ich blieb bey ihr. Ich suchte sie zu erheitern. Es war vergeblich. Alle ihre Gedanken drehten sich nur um Einen Punct: Lothars entschiedene Treulosigkeit, und seine Abreise. Noch regte sich ein Schimmer der Hoffnung, daß er nicht ohne sie weggehen würde. Ich ging in diese Ansicht ein. Ich machte ihr wahrscheinlich, was es mir nicht war; denn welche Schonung und Liebe ließ sich wohl von diesem Menschen erwarten? Was mich aber am tiefsten beunruhigte, waren die Grundsätze der Unglücklichen in Rücksicht auf ihre Zukunft, und ihr Verhältniß zu Gott. Rosalie war von christlichen Ältern geboren, und der Stand ihres Vaters hätte sie sogar pflichtmäßig zur Religion füh-

ren sollen. Dennoch ist sie nie Christinn gewesen, und selbst die bloßen Lehren der reinen Vernunft- oder sogenannten natürlichen Religion, waren bey ihr so seltsam mit philosophischen und fatalistischen Grundsätzen verwebt, daß ich sie voll Schauer und Mitleid jeden Trost, jede Hoffnung, den mir mein Glauben in kummervollen Stunden gebothen hatte, mit einem zweifelhaften Lächeln abweisen sah. Sie konnte nicht glauben, und in diesen Augenblicken war der Zeitpunct nicht, sie über so wichtige Wahrheiten zu belehren. Dumpf und ergeben in den Urtheilsspruch einer unentfliehbaren Macht, die sie bald Natur, bald Gott, bald Schicksal nannte, sah sie Alles, was sie seit ihrer Jugend geirrt, gelitten, verschuldet, als eine unausweichliche Verkettung an, erzeugt aus Anlagen und einem Empfindungsvermögen, für das sie eben so wenig verantwortlich war, als für die Farbe ihrer Haare, und aus den Einwirkungen des Zufalls, oder böser Menschen.

Sie konnte nichts dafür. Sie war ein unglückliches Ziel, das jenes Wesen sich ersehen, um alle seine Pfeile darauf zu versenden, weil es eben Glückliche und Unglückliche in der Welt geben, und Alles in die Wirklichkeit treten müsse, was in der Idee möglich sey. Darum sey ein Geschöpf wie sie ge-

worden, dem alle seine Bemühungen, dem Elend zu entfliehen, nur zu neuen Verstrickungen und Leiden wurden, und das jetzt mit einem siechen Körper und zerstörtem Geist einem düstern Ende der mühevollen Laufbahn entgegensehe.

Mit Grauen glaubte ich zu ahnen, wohin diese Grundsätze führen könnten, und mich überlief es eiskalt. Das schreckliche Wort wurde zwar nicht ausgesprochen; aber ich sah alle Kräfte und Wünsche ihres Wesens darnach gestimmt.

Mit ängstlicher Spannung hatte sie die ganze Zeit über noch stets auf einen Besuch Lothars gehofft. Jedes Geräusch machte sie zusammenfahren, jede aufgehende Thüre regte ihr Innerstes auf; aber er kam nicht, und es war deutlich, wie ihr Geist immer in düstrere Vorstellungen versank, und sich immer heftiger auf jenen unglückseligen Punct richtete. Ich schied spät von ihr, und mit dem Versprechen, sie am Morgen zu besuchen. Morgen! sagte sie, und sah mich mit trüben, starren Augen an: Morgen! Da wird viel entschieden seyn. Nun gute Nacht! Gute Nacht! O die Nacht ist immer wohlthätig, und den Unglücklichen sollte man nie — nie wecken. Es ist nichts schrecklicher, als das Erwachen eines Verzweifelnden!

Am andern Morgen, sobald meine häuslichen

Geschäfte besorgt waren, eilte ich zu Rosalien hinauf. Ihre trübe Ahnung hatte eingetroffen. Lothar war abgereiset, ohne sie. Nur ein Billet hatte er zurückgelassen, worin er ihr mit wenigen, ziemlich frostigen Worten sagte, daß ein dringender Befehl seines Marschalls ihn zwänge, eiligst abzureisen, es scheine, die Unterhandlungen in Gitschin näherten sich ihrem Ende, Österreich würde aller Wahrscheinlichkeit nach die Sache der übrigen Deutschen ergreifen, und die Feindseligkeiten würden nächstens ausbrechen. Er müßte zu seinem Regiment, es sey ihm unmöglich, Rosalien in ihrer jetzigen Kränklichkeit auf dieser Courierreise mitzunehmen, und eben so wenig habe er gestern einen Augenblick finden können, sich von ihr zu beurlauben. Übrigens würde er trachten, ihr in einiger Zeit wieder Nachricht von sich zu geben.

Sie lag nicht mehr zu Bette, als ich eintrat. Gekleidet, aber wo möglich mit noch zerstörteren Zügen als gestern, ein Bild der Verzweiflung, saß sie auf dem Kanapeh, und reichte mir den Brief, ohne ein Wort zu sagen. Ich hatte gelesen, und verstand seinen Inhalt wohl. Lothar machte sich auf eine höfliche Art von einer Verbindung gänzlich los, die ihm lange lästig gewesen, und die er, wie ein Gefangener das Ende einer gesprengten Kette,

hindernd und unbequem noch eine Weile nach sich gezogen hatte.

Doch versuchte ich es, ihr einige Worte der Beruhigung zu sagen; aber sie wies mich mit der Hand, ohne zu reden, ab. Sie schien über das, was sie zu denken und zu erwarten hatte, vollkommen klar zu sehen. Und was war auch nach allem Vorgegangenen zu hoffen? Nach und nach lös'te die stumme Verzweiflung sich in einzelne heftige Klagen auf, in Klagen, die die tiefe Nacht eines zerrissenen Herzens ohne einen Strahl des Trostes oder der Ergebung zeigten. Das Einzige, was ihr ein angenehmes Gefühl zu geben schien, war mein Dableiben, und so beschloß ich denn — so peinlich der Anblick eines solchen Gemüths auf mich wirkte — mich ihr, so lange sie meiner bedürfte, nicht zu entziehen, und ihr so viel zu leisten, als ich könnte. Fahrnau hatte sie einst geliebt. Ich ehrte ihn in dem Liebesdienst, den ich seiner unglücklichen Freundinn erwies. Doch sah ich wohl, daß alle meine Bemühungen, auch nur eine Ahnung von Geduld oder Fassung in sie zu strömen, vergeblich waren. Ich verließ sie so wenig als möglich, und wenn ich einen Augenblick nach meinen Kindern sehen mußte, stellte ich die Kammerfrau zur Hütherinn über sie; denn ich fürchtete ein unglückliches

Vorhaben, das sich in der nächtlichen Tiefe ihres Gemüths zu bergen schien. So verging endlich auch dieser Tag, und es war, als ob mit den Schatten des Abends sich die Schatten, die das Schicksal über sie geworfen, noch mehr verdunkelten. Vielleicht war dieß die Zeit, wo der Bösewicht sie ehemahls zu besuchen pflegte.

Sie ließ mich lange nicht weg. Es lag etwas auf ihrer Brust, das sie gern herunter gesprochen hätte; aber es fehlte ihr an Muth, oder an Kraft. Ich redete ihr liebreich zu, ich suchte ihr ein schmerzliches Geständniß zu erleichtern, ich suchte noch einmahl nur aus den Ansichten der Vernunftreligion einigen Balsam in ihr Herz zu träufeln. Sie vermochte nicht, ihn aufzufassen. Zerstörte Hoffnung, gekränkte Liebe, gebeugter Stolz hatten alle Zugänge desselben verschlossen. Ich ging endlich gegen Mitternacht, weil sie mich selbst bath, zu ruhen, und morgen recht zeitig wiederzukommen; aber ich schärfte ihren Leuten auf, sie aufs genaueste zu bewachen, und auch nicht einen Augenblick allein zu lassen. Als ich auf mein Zimmer kam, fühlte ich, daß ich nicht ruhen, daß ich vor den peinlichen Empfindungen, die diese Scenen in mir aufgeregt hatten, und vor dem Bild der Verlassenen, wie sie so bleich, so zerstört da gesessen, und mit so hohlen

Lauten gesprochen hatte, lange keinen Schlaf finden konnte.

Noch einmahl las ich ihr letztes Gedicht, das sie vor Kurzem gedichtet hatte. Jetzt verstand ich erst ganz die düstere Gluth desselben. Der Pinsel ist in Feuer getaucht, aber es ist eine verzehrende Flamme; und so schön es ist, so hätte ein Weib es entweder nie machen, oder nie drucken lassen sollen. Wie kann man seine Gefühle, seine Verlassenheit so der Welt und dem Treulosen kund geben?

Mir war sehr heiß, und mein Innerstes in widerlicher Bewegung. Ich trat an's offene Fenster. Die schwüle Sommernacht lag unter Gewitterwolken auf der Stadt. Keine freye Luft, keine Formen majestätischer Berge, die sich selbst in der Dunkelheit schön gegen den Nachthimmel abschneiden, wie in meinem Rosenstein, kein Brausen der Waldwasser durch die Stille, nur todte Steinmassen, von verlöschenden Laternen hier und da, wie von Grabeslampen, traurig beleuchtet, und selten eine dunkle Gestalt, die geisterhaftig und ungewiß durch die Finsterniß hinglitt!

Ich ging zurück. Da stand die Thüre in das Zimmer meiner Kinder offen, und wie ein schnelles Licht fiel der Gedanke, mich an dem Anblick der Unschuld zu erhohlen, in mein Gemüth. Ich trat zu-

erst an Mariens Bett, das in meinem Alkov steht. Sanft und schuldlos, wie der Engel, der sie bewachte, lag die Kleine da, leise athmend, die Händchen auf der Brust gefaltet, ganz Unschuld, ganz Friede! Ich stand lange, und fühlte, wie ein beruhigendes Gefühl mit diesem Anblick in meine Brust drang, und die empörten Wellen sich zu legen anfingen. Nun ging ich an Adolphs Lager. In einer kühnen Stellung, den einen Arm unterm Haupt, den andern weit von sich gestreckt, lag er da. Seelenreinheit, hohe Unschuld und erwachendes Gefühl der Kraft verschmolzen in seiner Stellung, in seinen Zügen, ach, in den Zügen, die die seines Vaters sind! Ludwigs Bild erhob sich vor mir, ein warmes Gefühl der Liebe und Sehnsucht nach ihm vertrieb die letzten kalten Schatten, die letzten verworrenen Empfindungen aus meiner Brust. Ich faltete meine Hände, verrichtete mein Abendgebeth, in das ich, nebst den theueren Geliebten, auch die unglückliche Rosalie recht inbrünstig einschloß, legte mich hierauf nieder, und schlief ein.

Ein dumpfer Schlag, den ich im ersten Augenblick nicht für das erkannte, was er war, weckte mich sehr früh. Ich hatte wenig geschlafen. Die Natur kämpfte zwischen Schlummer und Wachen. Allmählig wurde es laut im Hause, man lief hin

und her, ich hörte rufen, über mir hastig gehen, Thüren auf und zuschlagen. Da stürzte Adolph ganz bleich in mein Zimmer. Mutter! sagte er: Ich habe dir etwas zu berichten, das dir sehr unangenehm seyn wird; aber ich weiß, du bist klug und fromm, du wirst dich fassen. Ich zitterte. Noch halb vom Schlaf betäubt, wußte ich nicht, was ich denken sollte. „Es ist ein Unglück im Hause geschehen.“ — Marie! schrie ich, und das Kind lief zur Thüre herein, als es mich rufen hörte. Ich umfaßte sie. Ach mir war leicht! In diesem Hause hatte ich ja nichts so theures, als meine Kinder! — Aber in der nächsten Minute schoß es mir ahnend auf's Herz. Mein Gott! Die Sarewsky? rief ich.

Ja, Mutter! sagte der besonnene Knabe: Es ist ein großes Unglück geschehen. Man läßt dich bitten, hinauf zu ihr zu gehen; sie ist sehr übel.

Sie ist todt! rief ich, und sie hat sich den Tod selbst gegeben!

Der Knabe schauderte, und schwieg. — Ich zitterte am ganzen Körper, daß ich nicht vermögend war, aufzustehen.

„Sie lebt noch; aber sie ist nicht mehr bey sich. Vor einer Stunde — hast du den Fall gehört? —

hat sie sich aus dem Fenster auf das Steinpflaster herabgestürzt.“

Nun war mir Alles klar. Ich wollte aufstehen; aber die Kinder mußten mir helfen, denn ich vermochte es nicht allein. Nach und nach verlor sich der erste Eindruck des Schreckens. Adolph erzählte so besonnen! Er benahm sich so männlich! Ich erhohlte mich, und trat den Schmerzensweg an.

Rosaliens Leute waren alle in der größten Bestürzung, und ich erfuhr in wenigen Worten die entsetzliche Geschichte.

Als ich fortgegangen war, hatte sie die Kammerfrau schlafen gehen geheißen; aber diese weigerte sich unter einem schicklichen Vorwand bestimmt, sie zu verlassen, und Rosalie willigte sehr unmuthig in ihr Dableiben. Sie selbst ging nicht zu Bette. Sie kramte in ihren Papieren, in ihren Kostbarkeiten, trug Eines dort, das Andere dahin, und antwortete auf das Befragen der Kammerfrau, daß sie ihre Sachen zur Abreise ordnen, und dem Obersten aufs schleunigste folgen müsse. Dann schrieb sie noch lange an einem Hefte, an welchem die Kammerfrau sie oft schreiben gesehen, siegelte es zuletzt, machte die Aufschrift — an mich! und übergab es dem Secretär. Es war ihr letzter Wille,

der mir heilig seyn soll, und ihre Lebensgeschichte, die sie schon früher aufgesetzt zu haben scheint.

Gegen den Morgen war sie ruhiger geworden, und hatte zu Bette zu gehen verlangt, auch wirklich geschlafen, oder sich zu schlafen angestellt, um die bewachende Person zu täuschen. Aber diese ließ sich von dem Anschein der Ruhe nicht blenden, denn sie liebte ihre unglückliche Gebietherinn zu sehr. Nach sechs Uhr früh fuhr Rosalie plötzlich empor, als ob eine schnelle Übelkeit oder ein Schwindel sie ergriffen hätte. Sie rief um Hülfe, die Kammerfrau sprang auf. Rosalie, todtenbleich, verlangt nach einer Arzney, die sie sonst bey Ohnmachten zu brauchen pflegte, und die im dritten Zimmer steht. Die Kammerfrau vergißt in diesem Augenblick ihre Furcht und meine Warnung, und eilt, das Glas zu hohlen. Wie sie wiederkommt, ist das Bette leer, aber die Thüre des Nebenzimmers offen. Sie eilt hinein. Ein schrecklicher Schlag läßt sie ahnen, was geschieht. Sie stürzt ans offene Fenster. Ihre Gebietherinn liegt regungslos auf dem Steinpflaster des Hofes! —

Man eilte auf das Geschrey der armen Dienerinn sogleich zu Hülfe. Es war noch Leben in der Unglücklichen, aber kein Bewußtseyn.

Man brachte sie hinauf, man eilte nach Arzt

und Wundarzt. Es war zu spät — und wer hätte ihr die Rückkehr ins Leben wünschen mögen!

Bis ich hinauf kam, war sie bereits verschieden, und der Tod hatte in diesen regelmäßigen Zügen die Ruhe wieder hergestellt, welche Leidenschaften und Unglück daraus vertrieben. Unendlich schön, und so ruhig, wie ein schlafendes Kind, lag sie vor mir, ganz eine Andere als gestern und vorgestern in der wüsten Verzweiflung ihres gemarterten Wesens. Außer einer Wunde an der Stirn, die mit einem schneeweißen Tuche verbunden war, sah man keine Spur der Verletzung an der lieblichen Hülle dieses unglücklichen, nun endlich befreyten Geistes. Ich stand vor ihr. Was für Bilder gingen vor mir vorüber! Ich sah sie in ihrer rührenden Schönheit, wie sie in **bad uns allen, und am meisten einem nur zu empfänglichen Herzen erschienen war. Ich dachte sie mir in dem blendenden Schimmer ihrer Pracht auf den Hoffesten vor zwey Jahren, in dem Glanz ihres dichterischen Ruhms, verehrt, bewundert von ihrem Vaterlande. Und nun! — O was ist der Mensch! Und was ist sein Stolz auf die Güter dieser Erde!

Ich faßte ihre kalte Hand, und drückte einen Kuß auf diese verblichenen Lippen. In diesem Augenblicke überreichte mir der Secretär, den Lothar

ihr zurückgelassen, und den man eiligst gerufen hatte, das Paket. Ich erbrach es, küßte das theuere Vermächtniß, und gelobte, es treu zu erfüllen.

Sie hat ihre Leute sehr schön bedacht, wie sie denn überhaupt eine freundliche Gebietherinn war. Das Vermögen selbst, welches sehr beträchtlich ist, weiset sie mit großherziger Rücksicht an die Familie ihres zweyten Gemahls, des Barons von Fallstädt, von dem es herrührt, zurück. Dann hat sie noch eine sehr schöne Stiftung für ein Paar verwaiste Mädchen angeordnet, wozu aus dem Verkauf ihres kostbaren Schmuckes und anderer Rippen der Fond erschaffen werden soll.

Den größten Theil des Pakets macht ihre Lebensgeschichte aus, die ich Dir in Abschrift sende. Sie ist höchst merkwürdig, und wirft ein entschuldigendes Licht auf die Denk- und Handlungsweise der Unglücklichen.

Am folgenden Tage brachten wir ihre Reste mit dem ihrem Range gemäßen Anstand zur Ruhe. Ich konnte nicht viel leisten, denn ich war sehr angegriffen; aber Piatti, der Secretär, scheint ein redlicher und geschickter Mensch, und Du kannst nicht glauben, wie gesetzt und zweckmäßig sich Adolph mit einer Besonnenheit, die man dem zwölfjährigen Knaben nicht zutrauen sollte, in allen diesen

Geschäften brauchen ließ, während Marie meiner mit stiller Sorgfalt und großer Aufmerksamkeit wartete.

O warum hat Rosalie nie die Mutterfreuden gekannt! Sie würden ihr schönes Gefühl vor manchem Abweg, ihr Leben vor manchem Schmerz bewahrt haben. Und wer wagt es, sie zu verdammen, wenn er ihre Geschichte gelesen hat? O Friede mit Deiner Asche, Du Unglückliche; und Gottes Erbarmen mit Deinem müden Geiste!

Ich habe an diesem Briefe vier Tage geschrieben; denn ich vermochte nie, mich lange bey den ergreifenden Wiederhohlungen so schmerzlicher Ereignisse zu verweilen. Leb wohl! Sobald ich mich ganz wohl fühle, hörst Du wieder von mir.

Geschichte einer Unglücklichen.

Mein erster Eintritt in die Welt war ein Unglück, und ein unfreywilliges Verbrechen zugleich. Meines Vaters bittere Thränen flossen auf meine Wiege, Gram und Kummer begrüßten ihre Geweihte auf des Daseyns Schwelle, meine Geburt kostete das Leben meiner Mutter.

Meinem Vater blieb die Sorge für mich, und man muß diesen Vater gekannt haben, um zu fassen, was es einem Mann von seinem Geiste und Gemüthe für Opfer gekostet hatte, um die Erziehung einer Tochter von der ersten schwachen Kindheit an bis zum jungfräulichen Alter, allein, ohne weibliche Beyhülfe, als die einer betagten und beschränkten Verwandten, die die Wirthschaft des Hauses führte, zu vollenden.

Mein Vater war ein gelehrter Theologe; er war noch mehr, auch ein sehr scharf denkender Geist, vor dessen Ansichten so manche Nebel des Irrwahns und altgehegter Vorurtheile zerflossen. Klar und faßlich gestaltete sich ihm die Welt, ein großer Überblick vereinigte Alles in Eins. Ihm war in Glauben und Schauen Eins Alles, und Alles Eins.

Dieß helle Erkennen duldete keine trüben Nebel mehr, die, aus einzelnen Gemüthern längst und unlängst vergangener Jahrhunderte aufgestiegen, die große Idee bald verfinsternd, bald phantastisch verbildend, der Menschheit Zerrbilder für Urschöne, Träume für Wahrheit gaben. Sein Herz umfaßte seine Brüder mit warmer Liebe, er sah in ihnen Ausflüsse desselben Urquells, dem er sein Daseyn dankte, und Funken desselben Lichts, das

auch in ihm flammte. Wie hätte er ihnen vorenthalten sollen, was ihm überzeugend hell erschienen war, wie Dunst und Schatten um sie hegen sollen, die gleich ihm heilige Ansprüche an Erkenntniß hatten?

Wie er dachte, so fühlte er, und wie er fühlte, so lehrte und predigte er. Seine kleine, nicht reiche Pfarre lag in einem wildromantischen Thale am untern Rhein. Seine Pfarrkinder liebten ihn, denn er war nicht bloß ihr Lehrer, er war auch ihr Vater. Aber seine Mitbrüder haßten ihn eben darum. Sie nahmen von seinen Predigten den Anstoß. Er wurde als einer, der der orthodoxen Lehre zuwider predigte, beym Consistorium verklagt, und endlose Verdrießlichkeiten häuften sich auf das Haupt des muthigen Bekenners der Wahrheit.

Ich wuchs auf. Mein Vater war mein Lehrer, mein Beyspiel, die Quelle alles meines Erkennens und Fühlens. Durch Lectüre, Unterricht und die schöne Natur um mich her entwickelte sich früh meine Anlage zur Dichtkunst. Auf den Hügeln, wo das träumende Kind in süßer Verlorenheit, in seligem Zerrinnen in's All saß, antworteten bald die Felswände seinen Liedern, und ich dichtete, ehe ich eigentlich wußte, was ein Gedicht sey. Hochwillkommen war meinem Vater diese Erscheinung, und

er bildete den göttlichen Funken mit Liebe und Aufmerksamkeit aus. Er las die besten Dichter alter und neuer Zeit mit mir, und wo möglich in ihren Ursprachen, die er mich verstehen und richtig schreiben lehrte. Ich habe schon gesagt, daß mein Vater sehr gelehrt war. Außer den gewöhnlichen alten und einigen orientalischen Sprachen, welche ihn auf seinem Untersuchungswege über den Glauben der Nationen zur rechten Quelle geleitet hatten, sprach und schrieb er Englisch und Französisch, und verstand Spanisch und Italienisch.

Shakespear und Dante, Milton und Klopstock, Rousseau und Calderon wurden in ihrer Mundart gelesen, die Tragiker der Römer und Griechen machten treffliche Übersetzungen mir verständlich, und so schwelgte mein Geist in hohen Genüssen, in einem Alter, wo sonst noch kaum der dumpfe Kindersinn einigen helleren Anschauungen zu weichen beginnt.

O was waren das für schöne Stunden, wenn wir in der Laube unseres Gartens, die uns die Aussicht auf ein ewig grünes, mit waldigen Anhöhen und Felsenparthien umschlossenes Thal gewährte, beysammen saßen, mein Vater mit bewegter Stimme die Gesänge jener Riesengeister vortrug, oder mich mit richtigem Accente lesen

lehrte, jede Schönheit tief empfunden, jeder Funke des göttlichen Geistes erkannt, jede herrliche Idee mit Liebe verfolgt ward! So war ich fünfzehn Jahre alt geworden, und hatte unser stilles Thal nur selten verlassen, um die Muhme etwa auf den Jahrmarkt in die benachbarte Stadt zu begleiten, wo sie, für die Bedürfnisse des Hauses sorgend, ihre Vorräthe ankaufte, und ich gaffend und träumend neben ihr herging; denn all das Treiben und Trachten, welches ich hier sah, hatte wenig Werth für mich. Ich verstand diese Menschen nicht, die so gierig nach einem Gewinn von einigen Groschen schnappten, und sich, um etwas besser zu essen und stattlicher zu wohnen, so müde laufen konnten. Gern kehrte ich jederzeit in mein stilles Thal und die grünumlaubte Pfarrwohnung zurück, und meine einzige Beschäftigung außer jenen Stunden des Unterrichts, oder des eigenen Lesens, war die Pflege meiner Blumen. Nur dieser Theil der Gartenlust schien mir eines fühlenden Wesens werth, denn nur er allein war uneigennützig; und wie die wahre Schönheit keinen Nebenbegriff der Nützlichkeit duldet, so sollte die Liebe zu den W[illegible] des großen Alls rein, und nicht eine durch Aussichten auf Frucht und Lohn verunstaltete Wirkung der Wirthschaft oder Gewinnsucht seyn.

Es waren wohl nicht meine eigenen, es waren meines trefflichen Vaters Gefühle und Ansichten, die sich in mir auf diese Art entwickelten. Auch ihm galt die Materie, welche den reinen Urstoff einhüllt, wenig, und wohl möchte man von ihm, wie Lucan vom Cato, sagen:

Ihm war's ein festlich Mahl, den Hunger stillen,
Des Römers rauhe Toga, die vor Frost
Die Glieder schützte, ihm ein Feyerkleid.

Mit diesen Ansichten ist noch Niemand reich geworden. Aber unsere Genügsamkeit hätte uns doch vor Mangel schützen können und sollen, wenn nicht der Krieg hinab und hinauf am schönen Rheinstrom gewüthet hätte. Er zerstörte den friedlichen Segen seiner Thäler und die stille Ruhe unsers einfachen Lebens. Unser kleines Vermögen ward sein Raub. Die freyen Ansichten meines Vaters in Rücksicht der Religion fanden jetzt neuen Anstoß, seit man, durch das furchtbare Beyspiel jenseits des Rheins erschreckt, vor jedem kühnen Gedanken doppelt erzitterte. Feinde benutzten diesen Anlaß gern. Meinem Vater ward untersagt, seine Grundsätze von der Kanzel zu verkünden, und ihm eingeschärft, sich streng an die herkömmliche Lehr[illegible] halten; im Übertretungsfalle stand seine Pfarre auf dem Spiele.

Hätte er solchem Befehle folgen, was er einzig und allein für wahr erkannte, verläugnen, und um schnöden Gewinnst sein Gewissen beflecken sollen, indem er Dogmen und Geheimnisse vortrug, die er als Wahn oder Menschensatzung in seinem Herzen verwarf? Er fuhr fort, seiner Überzeugung gemäß zu lehren, und es kam der Beschluß des Consistoriums, der ihn seiner Stelle entsetzte, seinen Nachfolger ernannte, und die nahe Zeit seiner Ankunft bestimmte.

Ich kann nicht sagen, daß uns diese Nachricht wie ein Donnerschlag traf; denn sie war voraus zusehen. Nichts desto weniger wirkte sie zermalmend, wie er. Mein Vater schickte sich an, die geliebte Pfarre und die Pfarrkinder zu verlassen, denen er durch zehn Jahre ein treuer Lehrer und Vater gewesen war, und der Gedanke an diesen Abschied brach sein Herz im voraus. Nun aber stand noch eine mit allen Schrecken der Ungewißheit und des Mangels kämpfende Zukunft, und das Geschick einer sechzehnjährigen Tochter vor ihm, deren Bildung sich eben in jungfräulicher Blüthe zu entfalten anfing.

Wir verkauften, was wir entbehren konnten. Die Ältesten des Dorfes waren uns hierin mit Rath und That behülflich, und wir wanderten endlich am

bestimmten Tags zu Fuß und trauernd, wie Milton's erste Ältern, aus dem Paradiese, ohne zu wissen, wohin wir auf der wüsten, leeren Erde unsere Schritte wenden sollten.

Mein Vater hatte lange gar nicht vermocht, irgend einen Plan für seine Zukunft zu entwerfen. Den Ausweg, den ihm die meisten seiner Freunde riethen, eine Hofmeisterstelle zu suchen, schlug er aus, weil er sich von mir trennen, und meine schutzlose Jugend fremden Händen hätte überlassen müssen. Eine Professur war sein Wunsch. Er war hierzu auf vielfache Art tüchtig, seine Freunde machten ihm Hoffnung dazu, und er rechnete auf ihre Verwendung. Wir gingen nach Cassel, wo mein Vater Verwandte hatte. Aber ein Monath nach dem andern verging, eine Aussicht nach der andern zerrann, und mit ihr unsere kleine Baarschaft. Ganz gebeugt und entschlossen, jede Bedienung anzunehmen, richtete mein Vater endlich seine Schritte nach Heidelberg, wo man ihm Hoffnung gemacht hatte, bey dem Zusammenflusse der Studierenden und seinem literarischen Ruf wenigstens vor der Hand Correpetitionen zu erhalten.

O Gott! Mit welchen Empfindungen betraten wir das schöne Neckarthal, das aus Erzählungen und Schilderungen, aus Matthisson's schöner Ele-

gie, mir immer als der Sitz der Heiterkeit und des stillen Glückes vorgeschwebt hatte! Es war im ersten Frühling, alle Anhöhen rings umher mit blühenden Obstbäumen bedeckt, da links die majestätische Ruine, unten der helle Strom, und vorn hinaus der Blick in die unabsehliche Ebene! Mir war, als ginge mir die Welt auf — und ach, es war auch so! Hier knüpfte sich der erste Faden meiner so tief verworrenen, unstäten Zukunft; hier sank mein früheres stilles Leben wie ein sanftes Schattenbild mit dem treuen Repräsentanten desselben, dem geliebten Vater, ins Grab!

Krank, schwerathmend, auf mich gestützt, wanderte er den Bergpfad an den wunderschönen Anhöhen hinab, stand oft ermüdet still, den Blüthenduft, den Hauch des Frühlings über die segensreiche Gegend her trinkend. Seine wunde Brust wurde durch ihren Balsam nicht mehr heil.

Wir richteten uns in einem abgelegenen Gasthofe eng und still ein. Mein Vater wurde täglich kränker. Bald konnte er das Haus nicht mehr verlassen, um seinen, ach, so dringenden Geschäften nachzugehen, endlich auch die Stube nicht, und gegen Ende des Aprillmonaths fesselten ihn Schmerzen, Mattigkeit und Sorge ans Lager.

Unsere ganze Baarschaft war dahin. Mangel

und Noth grinseten mich furchtbar an. Ich hatte nichts, gar nichts, um dem verschmachtenden Vater eine Labung zu verschaffen. Zu arbeiten wußte ich nicht, und es hätte auch hier im fremden Lande bey der Pflege des Kranken nichts gefruchtet. Ich überwand daher, was mir das Härteste war, meinen Stolz, mein Selbstgefühl, und entschloß mich, unserer Wirthinn die ganze Tiefe unsers Elends zu entdecken und sie, nicht um ein Anlehen — wovon hätten wir es bezahlen sollen? — sondern — ach Gott! um ein Allmosen zu bitten! Sie war in dem Gärtchen, das rückwärts ans Haus stieß, und worin, um der schönen Aussicht wegen auf die Berge und das alte Schloß, sich oft Studierende einfanden, da aßen und tranken. Ich hatte das Gärtchen stets gemieden. Jetzt drängte die Noth. Mit bangklopfendem Herzen trat ich in die Thüre. Studenten saßen an Tischen, tranken, schmauchten, schrieen. Die Wirthinn sah sich um, wie die Thüre ging.

„Was will Sie hier, Jungfer?“

Ich winkte ihr mit bittender Gebehrde seitwärts. Sie kam. Ich trug ihr mein Anliegen vor. Sie fing an laut und unanständig zu schimpfen. Ich beschwor sie, meiner vor den Leuten zu schonen. Das heftige Gespräch machte die Anwesenden aufmerksam. Sie sahen auf uns, meine Gestalt fiel ihnen

auf, ein Paar kamen näher, und ich dachte in die Erde zu sinken. Die Wirthinn ließ sich nicht irre machen. Die Burschen glaubten sich durch meine Armuth und das Betragen der Hausfrau berechtigt, sich Freyheiten gegen mich herauszunehmen; Einer kniff mich in die Backen, der Andere zog seine Börse heraus, und wollte mir Geld geben. Ich schrie vor Angst und wollte ins Haus zurück. Da sprang ein Dritter von einem nahen Tische auf, eilte auf uns zu, und fragte mit sehr ernster Miene, was es hier gäbe? Die Bursche, die Wirthinn schrieen ineinander. Er sah mich an. Mein gesenkter Blick, und die Angst, die in meinem ganzen Wesen sich aussprach, hatten ihm Alles gesagt.

Beruhigen Sie sich, Mademoiselle! Ich habe die Ehre zwar nicht, Ihren Herrn Vater persönlich zu kennen; aber ich muß es für einen glücklichen Zufall halten, der mir hier seinen Nahmen und Aufenthalt kund macht. Ein Brief von einem Buchhändler an ihn wartet längst in meiner Brieftasche auf Bestellung, und nur die Unmöglichkeit, seine Spur in seinem ehemahligen Wohnorte zu finden, hinderte mich bis jetzt —

Ich richtete mich auf. Ich sah den Jüngling an. Aus diesen feinen Zügen, aus diesen hellblauen Augen sprachen Edelmuth und Verstand, und sein

Benehmen erweckte Zutrauen. Ein Strahl der Hoffnung fiel in mein verödetes Herz. Es war möglich, daß ein ausständiges Honorar unsre Noth endigte.

Mein Vater schläft jetzt, sagte ich zu dem Fremden: Wäre es Ihnen gefällig, den Brief mir —

Tengenbach sah mich an — das war der Nahme des Jünglings, des einzigen Sohnes eines sehr reichen Hauses aus dem **schen — und ich verstand ihn.

„Ich habe den Brief zu Hause, antwortete er: Wann kann ich Ihren Herrn Vater allein sprechen?"

Ich nannte die Stunde, verneigte mich und ging. Die wilden Bursche grüßten mich jetzt artig. Tengenbachs Schutz hatte sich an mir bewährt.

Nach Tische kam er. Er hatte keinen Brief, kein Honorar, aber ein Herz voll Menschlichkeit und Willen zu helfen. Was soll ich durch ein genaues Wiederhohlen jener Ereignisse mein Herz fruchtlos martern, und unerbittlich die Schatten versunkener Empfindungen aus ihren kalten Gräbern heraufbeschwören? Was soll ich eine Zeit, die mir im halben Taumel des ungeheuersten Schmerzens und überraschend neuer Gefühle vorüberdäm-

merte, durch Auffassen und Zerglidern zu einem hohlen, quälenden Leben zwingen? Genug der edle Tengenbach, vielleicht der edelste Mensch, der mir je begegnet, verschönerte durch seine Wohlthaten, aber noch vielmehr durch die Art, wie er sie austheilte, die letzten Wochen in meines Vaters schwindendem Leben, und zog mich mit Banden der Dankbarkeit und eines innigen Wohlwollens an sich.

Bey ihm hatte die Empfindung eine lebhaftere Richtung genommen. Er fing an, die Gerettete, die ihm so viel verdankte, mit Leidenschaft zu lieben; aber er schwieg, und keine stürmisch entrissene Erklärung störte die heilige Stille jener Stunden, die nur dem scheidenden Leben und der treuesten Pflege meines Vaters geweiht waren. Aus Tengenbachs Armen, der ihn bis zu dem letzten Hauche nicht verließ, kehrte der göttliche Funke in's große All zurück, und seine jammernde Tochter, die sich auf der weiten, fremden Erde allein fühlte, sah ihm mit unendlichem Schmerzen nach.

Aber ich war n i c h t verlassen, und als dem ersten Schmerzen sein heiliges Recht widerfahren war, fing der treue Freund an, sich mir in milderer Wärme zu nähern. Er ließ mich ahnen, was in seiner schönen Seele vorging, und zeigte mir eine Aussicht auf eine sorgenlose, glückliche Existenz. Mein Herz

das das Gefühl der Liebe nie gekannt hatte, bethört von heißer Dankbarkeit, von innigem Zutrauen, und aufgeregt durch die leidenschaftliche Gluth, die des Freundes vorher ruhiges Betragen nun so seltsam, so ungleich, so ergreifend gestaltete, hielt, was ich empfand, für ein antwortend gleiches Gefühl. Ich sank an seine Brust, wir beschwuren — ach, was vermißt sich der Mensch! — den Bund ewiger Treue, und ich ward ein halbes Jahr nach dem Tode meines Vaters sein glückliches Weib.

Ich wußte damahls nicht, welche Stürme ihm der Entschluß, dem unbekannten, armen, anders glaubenden Mädchen seine Hand zu reichen, zugezogen, und wie viel er zu kämpfen gehabt hatte, um mich als seine Vermählte in das Haus seines stolzen Vaters zu führen. Erst, als wir bereits in Fallowetz lebten, erfuhr ich es nach und nach, und diese Erkenntniß legte ein neues, sehr schweres Gewicht in die Schale meiner Verpflichtungen gegen meinen Gemahl.

Tengenbach versammelte bald Alles um mich, was mein Leben verschönern konnte. Er hielt mir die besten Meister für jene äußerlichen Fertigkeiten und Künste, die das conventionelle Leben nun einmahl bey den höheren Ständen für unerläßliche Bedingungen des Anstandes nimmt. Mein Geist

war ohnedieß gebildet. Julius ergetzte sich an seiner eigenthümlichen Richtung und pflegte sorgsam alle Blüthen desselben. Mit inniger Freude horchte er meinen Gedichten, und weidete sich an dem Beyfall, den sie erhielten.

Seine Liebe zu mir entfaltete sich immer zarter, immer inniger. Mir ging eine neue Welt aus seinen Begriffen und Ansichten, aus den ganz neuen Richtungen und Umgebungen meines Seyns auf. Unser Schloß war der Sammelplatz alles dessen, was rings umher Anspruch auf höhere Bildung machte. Reisende Künstler besuchten uns, und fanden es keinen Umweg, auf der Straße nach dem schönen Italien ein paar Meilen landeinwärts zu fahren, um die Sängerinn der überall bekannten Lieder kennen zu lernen. Ich lebte unter allen diesen Genüssen wie ein glückliches Kind, und dachte nicht, daß es je anders werden könnte. Ach, es änderte sich doch!

Je inniger Julius Liebe mich umfaßte, desto heißer war der Wunsch in ihm, über Alles, und um so mehr über das Wichtigste und Heiligste mit mir gleich zu denken. Unglücklicher Wunsch! Hier lag die erste Quelle unsers Mißverstehens! Hieraus entwickelten sich die leidenvollsten Ereignisse!

Julius war von einem strengen Vater und von

einer ängstlich liebenden Mutter in allen Lehren seiner vielfordernden Kirche auferzogen. Er war katholisch, ich als Protestantinn geboren. Hierüber setzte zwar sein klarer Verstand sich hinweg; aber er wünschte, er forderte, daß ich wenigstens seine christliche Überzeugung theilte. Er brachte mir Bücher, er sprach mit aller Gewalt, welche fester Glaube und reiner Wille geben. Oft machte wohl seine heiße Beredsamkeit Eindruck auf mich; aber mein Stolz setzte sich entgegen. Ich wollte Ansichten nicht weichen, die ich für untergeordnet und beschränkt hielt. Mein Gemüth fing an, sich von Julius zu entfernen; aber seine Trauer um mich schien seine Neigung noch mehr zu verstärken, wie die Mutter mit ängstlicherer Liebe an dem krankgeglaubten Kinde hängt.

Während dieser Ereignisse, die freylich nur die Welt meines Inneren betrafen, nahten sich die Kriegesstürme unserer Gegend. Viel Militair passirte durch, und manchmahl hielten sich die Schaaren längere Zeit auf. Auch unser Schloß ward von ihnen belebt. Verschiedene Gestalten zogen an uns vorüber, ohne einen Eindruck zurück zu lassen, bis endlich ein Uhlanenregiment in die Umgegend kam. Der Oberste wurde bey uns einquartirt. Er war ein Mann von mittleren Jahren, ernst, wort-

arm, von dem sich wenig für den geselligen Umgang zu versprechen war. Am dritten Tage — es war ein neblich melancholischer Herbsttag — ging Julius mit dem Obersten auf die Jagd, und ich war beynahe allein im Schloß. Mich reizten der trübe Himmel und die Nebelgebilde, die vor dem kühlen Septemberhauche hinzogen. Ossians Lieder im Arbeitsbeutel, ging ich die Schloßtreppe hinab, um mich im Garten zum Lesen hinzusetzen. Da klirrte es von Sporen und Säbeln die Stufen herauf, und bey der Wendung stand ich vor einem Uhlanenoffizier, der, von seinem Burschen unterstützt, die Treppe langsam heraufkam. O wahrlich! So müssen jene Caledonischen Helden ausgesehen haben! Die schlanke, hohe Gestalt war in nachlässiger Beugung auf die Schulter des Dieners gestützt. Reiche, blonde Locken umwallten ein Gesicht, dessen reine Formen durch die Bläße der Haut und eine sichtbare Schwäche noch interessanter wurden, und zwey kornblumenfarbene Augen blickten mich erstaunt und düster an.

Es ist die Gebietherinn des Schlosses, hub der Offizier mit leiser, aber angenehmer Stimme an, die ich hier die Ehre habe zu sehen?

Ich verneigte mich bejahend. Meine Überraschung benahm mir die Worte.

Ich bin der Adjutant des Herrn Obersten, der so glücklich ist, hier zu wohnen, fuhr er fort: Eine Krankheit, die mich auf unserer letzten Station befiel, hinderte mich, ihn zu begleiten. Sobald ich konnte, habe ich mich auf den Weg gemacht.

Er schien erschöpft, und das Treppensteigen, so wie das Sprechen ihn zu ermüden. Ich erinnerte mich jetzt, daß ich den Obersten von seinem kranken Adjutanten hatte reden hören. Ich bath den Offizier sich zu schonen, und auf einem Sitze von Stein an dem Bug der Treppe auszuruhen. Er dankte mir, aber er blieb auf den Burschen gestützt, stehen, und ich glaubte zu bemerken, daß seine Blicke mit einer Art von Verwirrung auf mir weilten.

Wir wechselten noch einige Worte. Der Offizier bath mich, meinen Weg nicht zu unterbrechen. Ich werde mit Ihnen zurückgehen, sagte ich, und einige Anstalten treffen; mein Spaziergang hat Zeit. Das that ich nun auch, gab Befehle für die sorgfältige Pflege des neuen Gastes, der ihrer so sehr benöthigt zu seyn schien, und ging dann erst in den Garten hinab.

Ich erzähle dieses erste Zusammentreffen weitläufig, nicht, weil es an sich wichtig war, aber weil das große Verhängniß aus solchen scheinbar

unbedeutenden Fäden die Seile dreht, an denen es uns zum Abgrund reißt.

Mir war seltsam zu Muthe. Ich konnte die Stille nicht finden, die zum Genusse einer Ossianischen Dichtung gehört. Um mich her waren herbstliche Ruhe, trüber Himmel, welkende Büsche, an den Bergen jagte der rauhere Wind Nebel hin, und in mir regte sich eine wunderbare Unruhe. Ich wollte lesen. Ich verlor die Zeilen, der Sinn zerrann vor dem Geiste, der ihn festzuhalten strebte. Ich stand auf, und wandelte die Alleen hin und her. Endlich ward es etwas stiller in mir, der Abend sank, und ein unbegreifliches, wehmüthiges Gefühl ergriff mich in dieser sinkenden Dämmerung, mit den einschlummernden Lüften, die kaum mehr die welken Blätter zu meinen Füßen kräuselten, und mit melancholischen Lauten durch das starrende Laub flüsterten.

Jetzt ertönte das Jagdhorn. Die Herren kamen zurück. Ich eilte Julius entgegen. Es war mir, als käme er aus weiter Entfernung, aus einer Gefahr, und ich umschloß ihn mit seltsamer Innigkeit. Er erwiederte die befremdende Umarmung herzlich. Ach, sein schönes Herz hat es nie an einer Erkennung und Erwiederung meiner noch so gespannten Gefühle fehlen lassen!

Von der Ankunft des fremden Offiziers, obgleich er mir noch keinen Augenblick aus den Gedanken gekommen war, hätte ich um keinen Preis erzählen können, ohne daß ich wußte, woher dieses innere Widerstreben kam.

Die Ordonnanz trat indessen hervor, und meldete dem Obersten, daß der Adjutant eingetroffen wäre. Hier erheiterte sich des mürrischen Mannes Blick zum ersten Mahle. Es schien ihn zu freuen, er fragte, wie er sich befände, wo er sey? u. s. w. Ich stand stumm, als wüßte ich eben so wenig von ihm, als vom Mann im Monde.

Der Oberste verließ uns jetzt, um den Adjutanten, der schon zu Bette war, zu besuchen. Am andern Morgen brachte er ihn zu uns herüber. Oberlieutenant Baron Fallstädt! sagte er: Mein Neffe, mein Sohn! Der junge Mann neigte sich mit schönem Erröthen, und drückte des Obersten Hand an sein Herz. Ihm danke ich das Leben, fuhr der Oberste fort: Er hat es mir aber nicht allein in der Schlacht gerettet, er verschönert mir's auch nun.

Fallstädt erröthete noch mehr, und bath den Obersten, ihm die Erfüllung seiner Pflicht nicht so hoch anzurechnen. Er war unendlich liebenswür-

dig, indem er dieß sagte, und auch der alte mürrische Mann schien mir ganz anders, als sonst.

Ein freundliches Leben begann nun. Ach es war der Vorbothe schrecklicher Stürme, und tückisch, wie immer, lullte das feindselige Schicksal mich in sanfte Ruhe, um mich um so gräßlicher zu wecken!

Fallstädt entwickelte im näheren Umgange eine wunderbare Bildung, eine Lebendigkeit und zugleich eine Kindlichkeit des Gemüths, wie sie mir noch nie, auch nicht an Julius, der mir bisher als die höchste Tendenz männlicher Vervollkommung gegolten hatte, erschienen war. Er war schön, jung, reich, von angesehenem Hause, und mit aller Sorgfalt erzogen. Die Welt lächelte ihn im Rosenlichte an, und sein kräftiges Gemüth umfaßte sie mit allen ihren Freuden und Reizen, ohne auch nur von Einem ihrer Laster befleckt zu seyn. An dem Obersten hing er mit kindlicher Neigung, Julius begegnete er achtungsvoll, wie einem älteren, klugen Freund, mit mir aber scherzte und dahlte er, wie mit einer jüngeren Schwester. Er ersann tausend Possen, wir kehrten das Schloß miteinander um, Julius mußte mit in unsere Thorheiten einstimmen, und oft nöthigten wir auch dem grämlichen Onkel ein Lächeln ab, der bald der Onkel

vom ganzen Hause, so wie Theodor der allgemeine Bruder war.

Diese Seite des Lebens war mir neu. Ich zählte kaum neunzehn Jahre. Sorglos gab ich mich den willkommenen Eindrücken hin, und fühlte bald mein Innerstes auf eine Weise angeregt und in so angenehme Schwingungen versetzt, wovon ich vorher, bey Julius stillem, ernsten Sinn, keinen Begriff hatte. Doch wozu verfolge ich eine unglückliche Leidenschaft, die für mich zur Quelle endloser Schmerzen, und nur seltner, nie ungetrübter Freuden ward, bis in das verborgenste Labyrinth meines Herzens, und entfalte mit unseliger Genauigkeit jede längst verklungene Regung? — Theodor war mir unvermerkt mehr, als ein Spielgefährte und Bruder geworden; aber da sich mein Gefühl für ihn ganz anders gestaltete, als das war, was ich bey unserem ersten Zusammentreffen für Julius empfunden hatte, so erkannte mein argloses Herz diese Empfindung nicht.

Aber Julius erkannte sie. Seine zarte Liebe für mich und seine Menschenkenntniß zeigten ihm den Abgrund, an dem ich wandelte, und in den ich ihn und Theodor mit mir hinabzureissen im Begriff stand. Liebreich, trauernd, aber ohne die geringste Bitterkeit, ohne Vorwurf eröffnete er mir

überraschten den Zustand meines Herzens, und machte mich auch darauf aufmerksam, daß ich seine stille Trauer seit Wochen übersehen, und daraus auf die Befangenheit meines Herzens schließen könnte, die ihn endlich, so viel es ihn auch koste, genöthigt habe, ein Stillschweigen zu brechen, welches länger weder mit meiner Ruhe, noch mit der Ehre seines Hauses bestehen könne. Ach, er war so ernst und so mild, so entschlossen, und doch so weich in dieser unvergeßlichen Stunde!

Ich fiel an seine Brust, ich weinte, ich klagte, mein aufgeschrecktes Gemüth fand keinen Halt und keine Sicherheit. Julius suchte mich zur Ruhe zu sprechen. Er gab meinem ungewissen Umgreifen einen Zweck, und meiner vergeblichen Hast eine Richtung, indem er mir vorstellte, daß, wenn ich ihn wahrhaftig liebte, und zu innerem Frieden gelangen wollte, nur Trennung und strenges Fernhalten die einzige Rettung sey, die uns Allen übrigte.

Mein Blut erstarrte. Trennung von Theodor! Schnelle, ewige Entfernung! Ich vermochte den Gedanken nicht zu fassen. Julius ließ mich aus seinen Armen los. Er hatte meine Seele durchschaut. Aber auch ich erkannte deutlich, daß mein Schicksal entschieden war. Mir war ein helles Licht auf-

gegangen. Jetzt, jetzt liebte ich. Das, was ich jetzt empfand, war Liebe und Leidenschaft; was mich früher an Julius gezogen, und ich dafür gehalten hatte, war nichts, als die Neigung und Dankbarkeit gewesen, die mein eben erwachendes Gefühl auf den ersten Gegenstand, der ihm würdig und anziehend erschienen war, in natürlicher Täuschung übertragen hatte.

Ich sah ein, daß nun Etwas geschehen mußte, und ich entdeckte mich Theodor. Er schauderte. Auch er erkannte, wie Julius, die Nothwendigkeit einer Trennung; aber sein Regiment sollte noch drey Monathe in der Gegend stehen und er hätte daher nothwendig seinen Oheim ins Geheimniß ziehen müssen, um von hier fortzukommen. Das schien uns unmöglich, denn wir kannten seine strenge Gesinnung, und Theodor fürchtete Auftritte. Wir beschlossen daher uns zu bewachen, zu beherrschen, und er blieb.

Eine Weile ging es leidlich, und wir sahen uns äußerst selten; aber mein Frieden war zerstört, und mein Verhältniß zu Julius war es eben so. Er war ernster, düsterer als je, ich aber gespannt und ungleich. O, vermesse sich nur Niemand, mit einer Leidenschaft streiten, sie besiegen zu wollen! Wie ein gespenstischer Feind wächst sie während des Kam-

pfes selbst riesenhaft an, und der verwegene Streiter, der sich mit höheren Mächten eingelassen, erliegt zuletzt doch als ein Opfer seiner Vermessenheit.

Das war unsere Geschichte. Wir selbst erkannten unsere Lage nicht. Nur Julius sah alles kommen, und nachdem er mich noch mehr als einmahl liebreich ermahnt hatte, zog er sich immer finsterer und finsterer zurück. Ich sah seinen Schmerz, seine verblühende Jugend. Ich hielt mir Alles vor, was ich ihm schuldig war. Vergebens! Der todte Leichnam eines Gefühls, das nie eigentlich lebendig gewesen, ließ sich keine Seele mehr einhauchen. Mein Kampf war fruchtlos, Freund und Feind rissen und stießen mich in den Abgrund. Vor Julius hielt mich eine ängstliche Scheu zurück. Theodor, der mich floh, verblühte sichtlich, und ich sah, wie im Riesenkampf mit der unbezwinglichen Empfindung auch seine Kraft erlag.

Endlich brach meine mühsame Fassung. Ich redete ihn an, wie ich ihn mit verfallenen Wangen und erloschenem Blick zufällig in der Bibliothek vor demselben Buche antraf, das ich schon seit mehreren Tagen an dem Platze, wo er täglich las, auf derselben Stelle aufgeschlagen gefunden hatte. Wild starrte er von den unbeachteten Blättern empor, er fing an zu zittern, und stürzte mir zu Füßen. Ich

kann nicht mehr! rief er: Ich muß fort, oder ich sterbe hier! Diese Töne zerrissen mein Herz. Jeder Vorsatz war zernichtet, jeder fruchtlose Streit geendet. Wir erkannten deutlich, wie den Sonnenstrahl, der, aus der Höhe des Gewölbes auf uns niederleuchtend, unsern Bund in göttlichem Licht zu verklären schien, daß wir nur mit einander den Endzweck unsers Daseyns erreichen, und ohne einander wie Pflanzen, vom mütterlichen Boden gerissen, elend, verworren, nächtlich vergehen müßten. In diesem lebensfrohen, kräftigen Gemüth hatte mein Herz, was es bedurfte, und Alles, was ich unkundig und mißverstehend in Julius gefunden zu haben wähnte, und oft, ohne meinem unbehaglichen Gefühle Worte geben zu können, in seinem Umgange schmerzlich vermißt hatte, strahlte mir hier hell und lebendig entgegen.

Aber nun thürmten sich den einverstandenen, vereinten Herzen neue Hindernisse entgegen. Welche Aussichten für die Zukunft! Welche Mittel, die Bande zu lösen, die keinen Frieden, kein Glück mehr gaben, und nur lastend auf Julius und mir lagen?

Da entdeckte zufällig ein Gespräch Fallstädt den Unterschied zwischen meiner und Julius angebornen Religion; denn überzeugt, daß das Äußere je-

des Glaubens nur Form ist, hatte ich die meisten Ceremonien der katholischen Kirche mitgemacht, um meines Mannes Unterthanen keinen Anstoß zu geben. Auch Fallstädt war Protestant, und also Scheidung und Knüpfung eines zweyten Ehebandes für mich möglich. — Aber Julius sollte darum wissen, und sich freywillig in die Trennung von einem Wesen fügen, das er zwar nach seiner ruhig düsteren Weise, aber gewiß noch immer so innig liebte, als im ersten Augenblick! Hier lag für mich die unüberwindlichste Schwierigkeit, und ich hätte beynahe, um Julius dieß Unglück zu ersparen, allen meinen Hoffnungen entsagt. Aber Fallstädt machte mir begreiflich, daß Julius selbst an der Seite einer Frau, die nur Zwang und Pflichtgefühl bey ihn festhielten, sich nie mehr glücklich fühlen würde, und daß ein großer Schmerz dem entschlossenen Manne immer erträglicher sey, als unaufhörliches Mißbehagen. Er entwickelte mir alle Gründe für die Ehescheidung, die unser Glaube zuläßt. Ich erkannte sie, und es handelte sich nur um die Art und Weise, dieß Alles Julius mit der gehörigen Schonung und Achtung zu wissen zu thun.

Hieran scheiterten nun unser Muth und unsere Erfindungskraft. Ach, Julius stand in dem Augenblicke, wo ich im Begriff stand, den Dolch in sein

allzuzärtliches Herz zu stossen, in allem Glanze seiner Tugenden, in der Verklärung alles dessen, was er an mir und meinem Vater gethan, vor mir! Ich konnte ihm nicht von Scheidung sprechen, und ich konnte, nachdem ich davon gesprochen hätte, und das unselige Wort über meine Lippen gekommen wäre, auch nicht Eine Stunde neben ihm leben!

Indessen näherte sich der Tag, an dem das Regiment aufbrechen, und unsere Gegenden für immer verlassen sollte. Jetzt mußte ein Entschluß gefaßt, und Alles entschieden, oder vielleicht für immer aufgegeben werden.

Wir waren in der schrecklichsten Lage. Da schlug Fallstädt in halber Verzweiflung mir einen kühnen Schritt vor, Flucht mit ihm! Aus der nächsten Stadt, in der wir uns aufhalten könnten, wollten wir dann Beyde an Julius schreiben, und so aus der Ferne ein Band leichter auflösen, auf dessen gänzliches Zerreißen wohl unser jetziges Benehmen und jene plötzliche Entfernung Tengenbach schon vorbereitet haben müßten.

Ich gehe schnell über diese Tage hin, die, wenige kommende abgerechnet, gewiß die schmerzlichsten meines Lebens waren. Es geschah, wie wir es

entworfen hatten, und aus **burg schrieben ich und Fallstädt an Tengenbach.

Wir erhielten lange keine Antwort. Ach meine düstere Ahnung war eingetroffen! Unsere Entfernung hatte ihn auf's Krankenlager geworfen. Nach vierzehn Tagen erst war er im Stande zu schreiben. Aber, was wir erhielten, war kein Brief, es war eine gerichtliche Erklärung, daß er sich meiner Scheidung und Wiedervermählung nicht widersetzen wolle. Dabey folgten Koffer und Kisten mit meinen Kleidern, meiner Wäsche, meinem Schmuck und dem, was der Heirathsbrief, im Fall ich Witwe würde, mir zusicherte.

Ich war niedergedonnert. Auch Fallstädt fühlte sich beschämt. Er handelte an meiner Stelle. Mit einem höchst achtungsvollen Briefe sandte er alle meine Habseligkeiten und das Geld zurück, nachdem ich aus dem ganzen Schmucke nur Tengenbachs Bild, mit Brillanten besetzt, und eine Kette, aus seinen dunkeln Locken geflochten, zum Andenken des edelsten Mannes zurückbehalten hatte.

Bald darauf wurde unser Bündniß vollzogen, und ich hörte, daß Julius ebenfalls Fallowetz verlassen, und eine große Reise angetreten hatte.

Wir lebten in einer kleinen Stadt, worin der Stab von Fallstädt's Regiment lag. Ich fühlte mich

glücklich an seiner Seite. Ich hätte über nichts, gar nichts zu klagen gehabt; denn auch eine schöne Hoffnung, die mir während der vier Jahre meiner Ehe mit Tengenbach nicht gelächelt hatte, ging mir jetzt zum ersten — und ach, zum letzten Mahle auf! Aber der Fluch, der auf meinem Leben lag mußte sein finsteres Recht behaupten. Wie der Schatten eines Ermordeten schwebte Julius blasses Bild, den Ausdruck tiefen Schmerzens in den sanften, blauen Augen, unabläßig vor mir, stellte sich zwischen Theodor und mich, und scheuchte mich oft aus seinen Armen empor. Nach einem halben Jahre — o nein! der Schmerz und der Schrecken tödten nicht, sonst müßte ich längst Ruhe im Grabe gefunden haben — brachte man Fallstädt, der beym Exerciren ein sehr wildes Pferd geritten hatte, sterbend mit zerschelltem Haupte in sein Quartier zurück. Er war mit dem Rosse bey einer gähen Schwenkung von einer steilen Anhöhe herabgestürzt.

Er kannte mich noch, er nahm noch Abschied von seinem verzweifelnden Weibe, und hauchte den schönen Geist nach einer Stunde in meinen Armen aus. Einen Schleyer über diese Epoche!

Als ich nach Wochen in's Bewußtseyn erwachte, erfuhr ich, daß Theodor's Sturz mich auch noch eines anderen zu hoffenden Glückes beraubt hatte.

Ich hatte zu früh ein todtes Kind geboren und lange am Rande des Grabes geschwebt.

Ein halbes Jahr verging, ehe ich meines Körpers und Geistes so weit mächtig ward, um außer mir etwas deutlich zu erkennen, und wieder in die Verrichtungen des Lebens einzutreten. Fallstädt's großmüthige Liebe hatte mich in den Besitz seines ganzen Vermögens gesetzt. Ich war sehr reich an Gütern, und ganz an Glück verarmt.

Man schlug mir vor, zu reisen. Ich ging nach Italien, mit zerstörtem Sinn und höchst kränklichem Leibe. Dort lernte ich in Venedig eine deutsche Frau, Bertha von Selnitz, kennen, an die mich Landsmannschaft, ihr ewig heiterer Sinn, und ihre zu mir gefaßte Liebe immer inniger banden. Sie schloß sich hülfreich an die leidende Landsmänninn, und änderte, mir zu gefallen, ihren Reiseplan. Wir gingen nach Mailand, Florenz, Rom und Neapel; als sie aber endlich nach Deutschland zurückkehren mußte, hatte ich den Aufenthalt in Italien für meine Gesundheit so zuträglich gefunden, daß die Ärzte selbst darauf drangen, ich sollte noch wenigstens Ein Jahr da verweilen.

In Rom, wo die deutschen Reisenden eine Art kleiner Republik bilden, die jeder kunstliebende Fremde aufsucht, und in deren gemüthlichen Mitte

ich mich, so leidlich es seyn konnte, befand, lernte ich einen reichen Pohlen, der aus Kunstliebe reisete, Herrn von Sarewsky, und einen höchst interessanten deutschen Künstler, oder Kunstkenner, Lothar, kennen. O es war eine verhängnißvolle Stunde, die mir in Thorwaldson's Attelier an Einem Tage diese beyden Gestalten wies!

Herr von Sarewsky fühlte sich bald von einer Empfindung für mich beseelt, die ich damahls irgend Jemand auf dieser Welt einzuflößen weder wünschte noch dachte. Er ließ sich bey mir aufführen. Sein angenehmes Äußeres, die gewandte Bildung, der feine Ton, den er sich, wie die meisten seiner Landsleute, leicht und anmuthig zu eigen gemacht hatte, und mancherley schöne Kenntnisse zeigten ihn mir als einen eben so angenehmen als schätzbaren Gesellschafter. Aber er fühlte mehr. Seine Leidenschaft wuchs mit jedem Tage, und er warb um meine Hand. Ich glaubte die Fähigkeit zu lieben in meinem zerrissenen Herzen ausgestorben, und verweigerte meine Zustimmung. Er drang in mich. Ich wies ihn heftig zurück. Er fühlte das tief, und erkrankte; aber er enthielt sich jeder Klage und jedes Vorwurfs. Nur durch seine Freunde wußte ich, was, und warum er litt. Das brach mein Herz in Mitleid und Achtung. Ich ließ ihm sagen, ich woll-

te ihn besuchen. Ach warum ließ ich mich hinreißen! Es war ein Auftritt voll zarten Gefühls, und tiefer, wahrer Rührung. — Sarewsky wurde mein Gemahl. Er hatte mich geliebt, ohne mich zu kennen, und ich hatte ihm meine Hand gereicht, ohne etwas mehr, als seine äußeren Lebensverhältnisse zu wissen. Die Ungleichheit und das Unübereinstimmende unserer Charactere traten bald schneidend hervor. Wir wurden uns gegenseitig zur Last, und trennten uns nach einem Jahre einer unzufriedenen, mißglückten Ehe.

Von nun an entwickelte sich je mehr und mehr in meinem Gemüthe jenes Gefühl der Unzulänglichkeit aller Freuden und Genüsse, welche die Welt uns beut. Abgestoßen, verletzt vom Äußeren um mich her, zog ich mich immer mehr in mein Inneres zurück, und baute dieß mit Lust und Liebe an. Meines Vaters sorgfältiger Unterricht, Tengenbachs zweckmäßige Anleitung, und was ich in Italien gehört und gesehen, verschmolzen sich in ein Ganzes, wie es bey echter Geistesbildung immer seyn soll. Ich dichtete viel, und mit Glück. Meine schönsten Lieder, meine besten Erzählungen stammen aus dieser Zeit des Conflicts meines Inneren mit dem ungenügenden Äußeren her. Eben diese elegische Stimmung, die mich in mich selbst zurückdrängte,

breitete den wehmüthigen Schleyer über meine Producte, der ihnen in den Augen der Welt so hohen Werth gab. Ich selbst war nicht glücklich, und erfreute Andere, indem sie sich in sympathetischem Gefühl an dem Schmerz weideten, mit dem mein verletztes Gemüth die Eindrücke der Außenwelt abspiegelte.

Ich machte in dieser Zeit manche Bekanntschaft, die mir mehr zu werden versprach. Ich schloß mich an Frauen, an Männer an, und zog mich nach einer Weile wieder getäuscht, gekränkt zurück. Meine Gesundheit war zerstört, mein Glück ebenfalls. Dennoch rang ich nach ehemahls gekannten Freuden, ich sehnte mich darnach, ich suchte sie, und wenn ich sie zu ergreifen dachte, verschwanden sie entweder unter meiner Hand, oder ein grausames Schicksal, nicht müde mich zu verfolgen, entriß sie meinen nachstrebenden Armen. So durchreisete ich während vier ganzer Jahre Italien, die Schweiz und Deutschland, und ach, wie das schöne, tiefgefühlte Lied sagt:

„Nur da, wo ich nicht war, war mein Glück.“

Die letzte Täuschung war es noch, als ich den unglücklichen, ach durch mich unglücklichen Fahrnau in **bad kennen lernte. Seine und meine Briefe finden sich in einem Fache meines Schreibtisches.

Sie erklären Alles. Nie ist etwas Unwürdiges zwischen uns vorgefallen. Aber ich hatte mich in ihm geirrt. Verleitet von einer zu empfänglichen Einbildungskraft, der ich nicht zürnen kann, weil sie zugleich eine schöne Himmelsgabe ist, verblendet durch eine hinreißende Gestalt, angezogen durch Liebenswürdigkeit, Rittersinn, Edelmuth und kindliche Hingebung, glaubte ich in ihm endlich das gefunden zu haben, was mein irrendes Herz so lange vergeblich suchte. Und noch jetzt gebe ich diese Vorstellung nicht ganz auf; ja, ich glaube, wenn nicht Vorurtheile und heilige Pflichten zugleich dieß Herz in eine so seltsame Stellung gegen mich gebracht, und unser Verhältniß so wunderbar verworren hätten, mit Einem Worte, wenn Fahrnau frey gewesen wäre, ich wäre nicht unglücklich mit ihm geworden.

Nun aber komme ich an die entscheidende Periode meines Lebens — — —

Von Leonorens Hand.

Hier war der Aufsatz, der viel früher, als das Ende desselben, geschrieben zu seyn schien, abgebrochen. Was noch folgt, war mit zitternden, kaum

leserlichen Zügen, wahrscheinlich in der letzten Nacht der Unglücklichen, von ihr für mich beygefügt:

„Du bist um mich! Du, Weib des von mir verlockten, Dir entrissenen Gemahls! Du nahest Dich mir, das einzige, theilnehmende Wesen, und geleitest meine letzten Schritte auf der Schmerzensbahn! Gottlob! Es sind die letzten!“

„Ich bin verlassen — verlassen von dem, dem ich Alles, Alles, was mir theuer war, aufgeopfert — verlassen, hingeschlachtet um eines stolzen, kalten Weibes willen, die mich mit Härte und Lieblosigkeit zu behandeln sich erfrechte, weil ich mein heiligstes Gefühl höher, als den leeren Schein, diesen Götzen der conventionellen Welt, geachtet, und meine Liebe zu dem Mann, an dem ich mit allen Kräften meines Wesens hing, nicht schlau verleugnet habe! Sie hat ihn nicht geliebt, und ihm doch erlaubt, und vielleicht gewährt, was er von mir nie erhielt, nie erhalten haben würde. Boshaft und listig wollte sie beydes genießen, den unbefleckten Ruf, und verbothene Freuden; aber die Nemesis hat sich gerächt.“

„Sie ist entlarvt, und gestraft, aber auch ich bin zu Grunde gerichtet. Krank, im Innersten zerstört, welkt mein Körper in der Blüthe der Jugend einem langsamen, schmerzhaften Tode entge-

gen. Mein Ruf ist zernichtet, die Schwingen meines Geistes sind gebrochen, und ich fühle es, ich kann hierin nichts mehr leisten. An mir nimmt Niemand Theil, meiner bedarf Niemand, ich stehe allein in der Welt. Warum soll ich ein Leben ertragen, um dessen Übernahme mich Niemand gefragt hat? Warum soll ich ein aufgedrungenes Geschenk nicht von mir werfen? Zum Leiden hat uns der Weltgeist nicht bestimmt, und wenn jede Faser unsers Ichs auf eigene, schmerzhafte Weise zuckt, und wenn wir wissen, daß das nicht anders werden kann — wer kann es uns verdenken, wenn wir von dem Schauplatz abtreten, auf dem wir nichts mehr leisten, und nur Qualen fühlen können? Nein! Wir haben das Recht, uns das Leben zu nehmen; denn wir haben das Recht, der Bestimmung des Weltgeistes bey unsrer Ausströmung zu folgen. Wir sollen wirken und glücklich seyn, oder glücklich machen. Alle diese drey Bedingungen sind nun von meinem elenden Seyn abgebrochen, und ich werfe es ihnen nach!"

„Du aber, treue, mitleidige Seele, nimm noch meinen heißen Dank und diese Blätter! Sie seyen Dein Vermächtniß! Möchten sie Deine Blicke zuweilen mitleidig auf das Schicksal einer Unglücklichen zurückleiten, welche Dir den einzigen Trost,

dessen sie noch fähig war, den Trost der theilnehmenden Freundschaft dankt!“

„Und nun noch zwey Bitten! In Deine Hände lege ich mein Testament. Du wirst über seine Vollziehung wachen. Das Packet, an den Obersten Lothar überschrieben, sendest Du ihm nach. Er wird erkennen, was er verließ.“

„Das Bildniß meines stets verehrten ersten Gemahls, sammt der Haarschnur mit dem goldenen Kreuz, bitte ich Dich, ihm zurückzustellen. Es hat immer unter meinen Heiligthümern gelegen. Julius sehe daraus, daß sein Andenken mir immer theuer gewesen, und daß ich im Stande war, die Tugend zu ehren, weil ich ihn nie verkannte. Was uns getrennt, war nicht sowohl meine Schuld, als eine unselige Verkettung der Umstände und der zerflossenen Täuschung.“

„Denkt Fahrnau meiner noch ohne Haß, so bringe auch ihm ein Lebewohl! Und nun, gute Nacht, Leonore! — Auf lange — auf ewig gute Nacht!“

Sieben und zwanzigster Brief.

Julius von Tengenbach an Herrmann Walter.

Aus dem Lager bey ** den 28ten August 1813.

Verhängnißvolle Tage sind vorüber. Vor den Wällen von Dresden liegen Tausende erschlagener Krieger, die fruchtlos in dem unglücklichen Ringen der Verzweiflung gegen die eingewurzelte Übermacht gefallen sind. Regenströme, Stürme, und alle Wuth aufgeregter Elemente schienen von der Vorsicht selbst erregt, sich dem Unternehmen zu widersetzen. Alles ist wider uns, und wider unser unglückliches Vaterland. Der treulose Boden wich unter den gleitenden Streitern, das stürzende Wasser näßte ihre Feuerröhre, und der Feind, dem man, durch listig angesponnene Unterhandlungen hingehalten, Zeit ließ, hat das ganze blühende Land um die schöne Königsstadt herum verwüstend, sich bis an den Hals eingegraben.

Ach ich fürchte, daß wir wenig oder nichts ausrich-

ten, und vielleicht unsern Zustand noch verschlimmern werden! Dennoch bin ich überzeugt, daß der Kampf begonnen werden mußte, und ich stehe entschlossen in den Reihen derjenigen, die entweder mit der letzten Kraft das Vaterland befreyen, oder sich unter seinen zerfallenden Trümmern begraben wollen. Wäre der schöne Sinn, der jetzt die Fürsten und die Heere belebt, vor zehn Jahren in ihnen aufgewacht, dann würde er gewiß gefruchtet haben, und Deutschland wäre gerettet gewesen. Aber jetzt? —

Fahrnau denkt anders, als ich, und ich erhohle mich oft an seinen freudigen, kühnen Ansichten. Ihn schreckt dieß erste traurige Vorspiel nicht. Er hegt die schönsten Hoffnungen, wenn nur die Nation selbst und die Fürsten den Muth nicht verlieren, ja, er glaubt, daß selbst die ersten mißlungenen Unternehmungen sie zu neuer und lebhafterer Anstrengung anspornen werden. Auch ist er ganz mit Leib und Seele Soldat, und nach einem Kerkeraufenthalt von anderthalb Jahren, nach allem Gram von physischen Leiden, die über ihn ergangen sind, hat seine Seele, wie sein Körper, sich wieder stark und freudig aufgerichtet. Er theilt alles Ungemach, alle Beschwerden mit seinen Gemeinen, und schläft im Bivouac so sanft, wie auf seinem Ahnenschlosse. Sein Muth belebt Alles um

ihn her. Doch weiß ich — er ist nicht glücklich, und es nagt ein Wurm an seiner Seele, dessen schmerzende Stiche das Geräusch des Lagers und die Thätigkeit seines Berufs nicht immer übertäuben.

Wir haben uns erklärt. Ich habe ihm offen gestanden, was er errathen, oder vielmehr schon längst geglaubt hatte, ehe wir uns gesehen. Das hat seine Bruderliebe zu mir nicht vermindert, und seine an Verehrung gränzende Achtung für Leonoren nicht gestört. Aber sein Entschluß in dieser Hinsicht scheint fest. Er verläugnet seinen Nahmen. Nur sein General kennt ihn, und hat ihm, in Rücksicht auf seine früheren Dienste — obwohl Fahrnau entschlossen war, im Nothfalle auch als Gemeiner einzutreten — Majorsrang verschafft. Ludwig hat mir eine Lieutenantsstelle, und beym Obersten erwirkt, daß ich bey seinem Bataillon bleiben durfte. Er ist mein Waffenmeister, mein Gefährte, und in trüben Stunden mein Trost. Unter der schimmernden Aussicht für sein Vaterland verschwindet die Sorge für sein eigenes Glück, und kehrt nur zuweilen in trüben Stunden zurück. Dann vermeidet er auch mich, und sucht irgendwo in Waldesdunkel Raum für seine einsamen Seufzer, und Schatten für die Thränen, die er um Leonorens, wie er glaubt, verlorne Liebe weint.

O er hat sie nicht verloren! Dieses engelreine Gemüth konnte keiner zweyten Neigung Raum geben. Sie hat mich nie geliebt! — Nie! — Theures Schattenbild einer schmerzlich süßen Hoffnung! Also soll ich auch Dir entsagen? Also hätte mich so mancher sprechende Blick ihrer seelenvollen Augen, der bewegtere Ton ihrer Stimme nur getäuscht, oder mein anmaßendes Herz diese Zeichen einer zarten aber lebhaften Neigung verkannt? O ja! Ich darf es mir und Dir, ich dürfte es auch Ludwig gestehen, sie hat mich mit mehr als schwesterlicher Liebe umfaßt; aber diese Liebe war rein, wie ihr ganzes Gemüth, und wie mein Entschluß, ihr zu entsagen, wenn ich erst die Hauptbedingung ihres Erdenglückes, ihren Gemahl, den Mann ihrer Jugendliebe, den Vater ihrer holden Kinder, ihr zurückgegeben haben würde.

Vor drey Tagen kam ein Brief und ein Päckchen an den Major Feldern — so nennt sich Fahrnau — das ein Courier aus der Residenz gebracht hatte. Leonore schrieb an ihren Gemahl einen inhaltsschweren Brief, der sein Herz, wie das meinige, in wehmüthiger Trauer erschütterte. Die unglückliche Rosalie ist todt. Diese Nachricht allein würde hinreichend gewesen seyn, Fahrnau und mich tief zu ergreifen; aber die Art ihres Todes, und die grausamen Verhältnisse,

welche dieses Wesen, das von der Natur und dem Schicksal nur zum Glück bestimmt schien, so weit bringen konnten, in dumpfer Verzweiflung ihr Leben selbst zu enden, mußten Entsetzen in unsere Wehmuth mischen. Ach, sie selbst hat ein Daseyn, dessen Güter sie leider nie zu gebrauchen, und dessen Schmerzen sie nie zu ertragen verstand, von sich geworfen! Und in diesen trübsten Stunden war die Frau, die sich von der Unglücklichen am tiefsten beleidiget halten mußte — war Leonore ihr Beystand, ihr letzter, ach vergeblicher Trost!

Mein Bild, das Rosalie damahls zurückbehalten, und noch ein Andenken meiner ersten unglücklichen Liebe, sandte sie mir durch Leonoren. Fahrnau übergab es mir. Das war eine wunderbar schmerzliche, feyerliche Stunde!

Friede sey mit ihrer Seele! Dort, dort wird sie endlich einsehen, was ihr mißleiteter Geist hier nicht erkennen konnte, und wollte. Dort, wo wir uns vielleicht bald treffen werden, wird sie nicht vor mir zurückbeben, wie bey unserer letzten Zusammenkunft in Mailand. Geläutert, und hell über das, was sie geirret, gelitten und gefehlt, wird ihr Geist dort ohne Schrecken demjenigen begegnen, der, wie tief sie auch einst sein Herz zerrissen, sie doch nie gehaßt, und ihr Andenken mit stiller Wehmuth bewahrt hat. Leb wohl!

———

Acht und zwanzigster Brief.

Lothar an den Obersten Fierolles.

** den 6ten September 1813.

Noch bis vor wenigen Tagen glaubte ich gewiß zu Dir kommen, und einige Zeit in Deiner Nähe bleiben zu können. Ein Wink des Feldherrn befiehlt anders, und ich stehe fünfzehn Meilen von Dir. Das ist ein Zufall, auf den der Soldat mehr oder minder vorbereitet seyn muß, und so gern ich Dich nach langer Trennung wieder gesehen hätte, so würde ich, gewohnt an derley Veränderungen, doch kaum eine Erwähnung davon gemacht haben, wenn sich nicht seit einiger Zeit so manches Verdrießliche zusammenhäufte, und so der letzte Tropfen, der zwar freylich auch nur ein Tropfen ist, den vollen Becher überlaufen machte.

Eine Nachricht, die mir höchst ärgerlich wäre, wenn sie sich bestätigte, kam mir vor meiner Abreise aus der Residenz. Fahrnau soll Mittel gefunden

haben, aus seiner Haft zu entkommen. Noch ist die Sache nicht gewiß. Ich habe sogleich nach Grenoble geschrieben; aber während ungeheure Heereszüge sich über die Länder hinbewegen, durch welche der Postenlauf gehen soll, findet dieser oft Aufenthalt, und ich muß mich in Geduld fassen. Auf jeden Fall wird er, durch Gram, Krankheit und Gefangenschaft gebrochen, mir nicht leicht bedeutend in den Weg treten. Indessen störte mich diese Nachricht um so mehr, je mehr Unannehmlichkeiten und Hindernisse aller Art damahls zusammentrafen.

Die stolze Lichtwerth ist bestraft. Sie hat es gewagt, mich zu beleidigen, und mich vor ihren Domestiken Preis zu geben. Ihr Verstand, der sie so hochmüthig macht, hat sie in der Berechnung meiner Macht, meiner Mittel, und besonders des Einen Punktes betrogen, daß dem, der ernstlich will, Alles möglich ist.

Mein Gold, und ein Ring, den sie, von der Gewalt der Schmeicheley und wohlgespielter Empfindung übermannt, nicht klug genug war, mir zu versagen, haben mir ihre Thüren geöffnet, als sie es am wenigsten dachte. Sie ist beschämt, und ihr Ruf vernichtet. Dieser Ruf war das Schreckbild, welches sie jedem anderen Verdienst entgegensetzen zu können meinte. Ihr Herz, ihre Tugend, selbst ihr

hochgepriesener Verstand sind nichts. — und hätte ich noch länger bleiben können, und hätte ich wollen, sie wäre dennoch mein gewesen.

Mit dieser Rache eben in den letzten Tagen meines Aufenthalts in der Residenz beschäftigt, mit Arbeiten überhäuft, und mit wichtigen Aufträgen, die schnell abgethan werden sollten, belastet, hatte ich eine leise, schmerzliche Klage, die durch all dieß Geräusch den Weg zu meinem Herzen suchte, überhört. Rosalie war seit längerer Zeit kränklich. Ihre Klagen und Forderungen, die so gar nicht mehr in die Zeit passen, hatten wohl meine Geduld oft ermüdet; dennoch ertrug ich sie gelassen, und begegnete ihr mit der Achtung, die ihr Gemüth und ihre Liebe wohl verdient hatten. Nun aber wollte sie mich durchaus auf meinen Reisen begleiten, die, wie Du weißt, mit Couriersschnelle fortgehen, und jeden Moment auf die plötzlichsten Absprünge und entgegengesetztesten Richtungen bereit seyn müssen. Ich sah keine Möglichkeit, sie in diesem Zustande mit mir zu nehmen. Ich schlug es ihr zwar nicht geradezu ab, aber ich hoffte, ihr noch am letzten Tage die Thorheit ihres Verlangens einsehen zu machen. Nach Tische, eben als ich in's Haus der Lichtwerth trat, das ich aus guten Gründen besuchte, wenn ich auch die Gebietherinn desselben nicht sah, fuhr Ro-

faliens Wagen vorbey. Sie war darin, und hatte mich erblickt. Das war mir unangenehm, und mein Vorsatz, sie zu sprechen, ehe ich abreiste, fest. Aber noch spät Abends kam eine Depesche, die mich am andern Morgen mit Anbruch des Tages aufzubrechen zwang. Es war eilf Uhr. Ich hatte noch zwey Stunden mit Einpacken und Ordnen meiner Geschäfte zu thun. Ich schrieb daher ein Billet an sie, und ließ ihr Piatti zurück, um für sie zu sorgen, und sie, wenn es ihre Gesundheit und meine Lage erlaubten, in meine Nähe, oder wohin ich es sonst für gut finden würde, zu begleiten.

Am zweyten Morgen — gab sie sich den Tod! Sie glaubte sich ganz aufgeopfert, ganz vergessen. Es war mir sehr unlieb, das zu hören; denn bey Gott! das war mein Wille nicht. Ich konnte zwar den überspannten Forderungen ihres Gefühls nicht entsprechen, ich liebte sie nicht, ich hatte sie nie geliebt; aber ich würde immer für sie gesorgt, und sie nie völlig verlassen haben.

Ihre Todesart ist gräßlich. Sie hat sich vom Fenster des zweyten Stockwerks herabgestürzt. Nun, wenn ihr Bild mir erscheint, sehe ich sie zerschmettert, blutig, entstellt. Ich wünsche darum noch mehr, daß es recht bald wieder los ginge. Im Geräusch und in den Bewegungen des Lagers verschwinden

unwillkommene Vorstellungen eher, als im stillen Standquartiere.

Die Nachrichten von Kulm sind nicht geeignet, mein verstimmtes Gemüth in bessere Laune zu bringen. Es ist unberechenbar, was Fanatismus und Verblendung vermögen, wenn sie sich ganzer Nationen zu bemächtigen anfangen.

Auf jeden Fall ist hier kein Spanischer Boden, und in den Thälern des Erzgebirges flammt jene südliche Gluth nicht, die einst den Mauren gefährlich werden konnte, und auch jetzt den Siegeslauf der großen Nation schon so lange hinhält. Doch auch diese Gluth wird zuletzt verglühen, wie noch auf dieser Erde Alles verglommen ist. Alles hat sein Ende, und in Einer dunkeln Tiefe verlieren sich Großthaten und Rasereyen, und dienen späten Jahrhunderten zum Gegenstand mühsamer Forschungen, oder leerer Declamationen.

Darum aber eben, weil Alles endet, und Ein großer, unwiderstehlicher Zug uns mit sich fort an ein unbekanntes Ziel reißt, laß uns wirken, so lange wir können! Laß uns standhaft und besonnen seyn, die düstern Schatten, die zu nichts taugen, als den klaren Ausblick zu trüben, von uns scheuchen, und da stehen, wie Horazens unerschütterter Mann, daß die Trümmer einer zerfallenden Welt uns furchtlos in ihren Schooß begraben!

Neun und zwanzigster Brief.

Baron Ludwig v. Fahrnau an seine Gemahlinn.

** den 10ten September 1813.

Mein theures, innig geliebtes Weib! Ein Courier, der die Freudenbothschaft einer gewonnenen Schlacht an unseren Hof bringt, nimmt auch diesen Brief mit. Die Franzosen sind bey Dennewitz geschlagen. Die Schweden und Preußen haben Wunder der Tapferkeit gethan. Dieser Sieg, so wie jene an der Katzbach, und bey Kulm, wo Ostermann wie der Cherub mit dem Flammenschwerte vor dem bedrohten Böhmen stand, haben den allgemeinen Muth unendlich gehoben. Ein herrlicher Geist flammt in allen Völkern, die zur deutschen Zunge gehören, wie in den Auswärtigen, die sich mit uns zu dem großen Werke vereint haben.

Auch in meines Julius Brust erhebt sich jetzt eine muthige Hoffnung, und sein düsterer Blick

strahlt heller, wenn er das Geschehene bedenkt, und das noch Größere, noch Wichtigere im schimmernden Lichte gelungener Ausführung vor sich sieht. Wir wohnen zusammen, wir theilen jede Beschwerde, jeden Genuß. Ach unser Glück ist nur Eins, und unsere Wünsche begegnen sich ja in Allem! Dennoch lebt kein neidischer, oder düsterer Gedanke gegen ihn in meiner Brust, und wenn ich ihm auch nicht das, was höher ist, als das Leben, meine Freyheit und die Hoffnung, Euch wiederzusehen, dankte, ich müßte ihn um seines Edelmuths, um seiner Denkart willen wie einen Bruder lieben.

Darum, meine ewig geliebte Leonore, bemühe Dich nicht, eine Vorstellung zu vernichten, die seit mehr als einem Jahre, durch mannigfache Wahrnehmungen erregt und bestätigt, sich klar in meinem Gemüthe ausgebildet hat. Dein Gefühl ist nicht zu tadeln. Deine Lage mußte es entschuldigen, und sogar rechtfertigen. Aber höre auf, in Deinen Briefen dieses Punctes zu erwähnen! Du kannst mir nichts sagen, was ich zu hören nicht ohnedieß vermuthen oder erwarten konnte, was mich aber — zürne dem offenen Geständnisse nicht! — in der Lage, in welcher unsere Gemüther sich gegeneinander befinden, nicht überzeugen, und darum nicht beruhigen kann. Laß das Alles dahin gestellt seyn

bis zur großen Entscheidung, die unseres Kampfes Ausgang bestimmt! Das Loos der Schlachten, wie das Loos des einzelnen Streiters liegt in Gottes Hand. Was Er verfügt, wird das Beste seyn. Darauf wollen wir beruhen.

Was Du mir von meinen Kindern schreibst, hat mein Herz innig erquickt. Nimm meinen heißen Dank, Du edles Weib, Du treue Mutter! Alles, was sie Gutes an sich haben, ist ja meist Dein Werk! Ach Einmahl, nur noch einmahl in diesem Leben, das vielleicht in dem großen Kampfe mit untergeht, möchte ich sie, möchte ich Dich sehen! — Laß Dich aber diesen Wunsch nicht verleiten, mich mit ihnen aufzusuchen! Hier auf dem vielbewegten Schauplatz weltgeschichtlicher Umwälzungen, unter dem Lärmen des schrecklichsten Entscheidungskrieges, ist kein Platz für eine zarte Frau, und unerwachsene Kinder. Du würdest mich kränken, wenn Du es versuchen wolltest, und Du liebst mich noch genug um diese meine Bitte zu ehren.

Es schwebt mir vor, daß ich diese Welt nicht verlassen werde, ohne Euch noch vorher an mein Herz gedrückt zu haben, und auf diesen Punct richtet sich meine Hoffnung. Auch hat mir Gott schon eine große Freude dieser Art beschert. Mein guter Bruder Carl, dessen Wohnort drey Tagreisen von

hier liegt, ist auf die Nachricht von der Nähe unseres Corps zu mir herübergekommen. Welches Wiedersehen nach einer so langen Trennung, und nach den Schicksalen, die indessen über uns ergiengen!

Noch für Etwas habe ich Dir mit warmer Seele zu danken — für die Liebe und Großmuth, die Du einer Unglücklichen bewiesen! Gott wird es Dir lohnen! Julius und mich hat die Art ihres Todes tief erschüttert. Wir haben ihr Andenken in stiller Wehmuth, und Dein engelgleiches Betragen mit Verehrung gefeyert. Sie war nicht bestimmt, glücklich zu seyn und glücklich zu machen; aber den Nichtswürdigen, der sie gewissenlos und kalt ins Verderben stürzte, wird die göttliche Gerechtigkeit strafen.

Nun leb wohl, meine innig Geliebte! Der Courier darf sich nicht länger aufhalten. Umarme meine Kinder! Gott sey mit Euch! Er sey Euer Vater und Schirmer!

Dreyßigster Brief.

Leonore von Fahrnau an die Baroninn von Lehmbach.

Aus der Residenz den 20sten September 1813.

Woher, meine theure Schwester! sollte ich die Ruhe nehmen, um Dir so ausführliche Briefe zu schreiben, als Du wünschest? Mein Gemüth ist von innen und außen auf's heftigste bewegt. Meines Ludwigs Herz ist verwundet, ist es durch mich, und ich habe den Glauben bey ihm verloren. Ach ich darf und kann ihn deßwegen nicht anklagen. Julius Standhaftigkeit hat mich beschämt, und seine Kraft, sich von mir loszureißen, hat mir den Weg gezeigt, den auch ich längst hätte gehen sollen. Ja, ich habe hierin gefehlt — und daß Ludwig dadurch leidet, jetzt, wo sein schönes Gemüth, von jedem Irrthum befreyt, vom edelsten Feuer

für sein Vaterland durchglüht, so hoch und rein vor mir steht, das ist meine größte Qual.

Wenn ich es aber auch durch Beschäftigung und Selbstbekämpfung dahingebracht habe, mein aufgeregtes Inneres über diese Angelegenheit auf eine kurze Zeit zu stillen, dann bringen es die Nachrichten von unseren Kriegsheeren von Neuem in Aufruhr. Das große Ganze, und mit ihm alle meine irdischen Hoffnungen sind jetzt auf einen Punct gestellt, dessen Wendung Niemand als der Allwissende kennt. Dieser Gedanke scheucht jede Möglichkeit der Ruhe oder stillen Fassung von mir. Dort kämpft der Geliebte meiner Jugend, und blutet und sinkt vielleicht in diesem Augenblicke; dort schwebt des treuen Freundes Leben in Gefahr; dort endlich entscheidet sich die Knechtschaft oder Freyheit, das Glück oder Elend meines Vaterlandes! Und ich sollte ruhig seyn, und mich zu langen, gelassenen Briefen sammeln können? O fordere das nicht, liebe Schwester!

Nur wenn ich in seine Nähe kommen, unweit von ihm auf jeden Wink bereit seyn dürfte, zu ihm zu fliegen, ihn zu pflegen, für ihn zu sorgen, und ihm mit jeder Anstrengung meines Wesens zu beweisen, daß er noch immer in meiner Seele herrscht, daß ein augenblickliches Verlieren meiner selbst von

keiner Folge für meine Liebe war, daß ich ihn immer gleich warm in meinem Herzen trug — nur dann würde ich ruhig seyn können. Aber er selbst verwehrt, ja, ich kann wohl sagen, er verbiethet mir dieses; denn wenn auch dieß herbe Wort seiner schonenden Feder nicht entfloß, so drückt es doch der Sinn seines Briefes aus.

Darum, theure Schwester, zürne nur nicht, wenn Ereignisse, wie die gegenwärtigen, die wohl nicht allein ein ängstliches Frauenherz, sondern einen ganzen Welttheil in unruhiger Erwartung halten, den stillen Frieden aus meiner Brust verscheuchen, und mich unfähig machen, selbst meiner Liebe für Dich so sehr, wie sonst, zu folgen!

Ein und dreyßigster Brief.

Die Gräfinn von O'born an ihre Tochter Ida.

L— — g den 25sten September 1813.

Es war mir sehr lieb, aus Deines Bruders Briefe zu vernehmen, daß Du endlich angefangen habest, Dich aus der Verworrenheit, welche Dich seit dem unglücklichen Ereigniß am sechsten August, ergriffen hatte, mit Kraft aufzurichten, und dasjenige vorzukehren, was nothwendig war, um die üblen Folgen desselben abzuwenden. Das ist das Vorrecht, ja die Pflicht verständiger Gemüther, daß sie nicht, wie jene gar zu weichen Seelen, zermalmt unter dem Unglück liegen bleiben, und ihre ganze Kraftäußerung nur darein setzen, ihre Last geduldig zu tragen, und mit Anstand zu seufzen. Wir sind zum Wirken, nicht zum Leiden auf der Welt. „Wirket, so lange es Tag ist! Es kommt die Nacht, wo Niemand wirken kann." Ein wahrhaft hohes, ein göttliches Wort!

So, wie jede pflichtmäßige Handlung, belohnt auch diese sich selbst, und Du hast ihren Segen bereits gespürt, indem die Untersuchungen, die Du durch die Polizey über den Vorfall und das angelegte Feuer in Deinem Hause anstellen ließest, das Complott beynahe sonnenklar erwiesen, und das Einverständniß jenes Nichtswürdigen mit Deinem bestochenen Büchsenspanner dargethan haben.

Es ist also nun geschehen, was zu geschehen hatte, so wie früher geschah, was besser unterblieben wäre. Aber hieran ist nichts mehr zu ändern, und Manches, ja vielleicht das Ärgste, nähmlich Deinen tollen Einfall mit dem Duell hat ein glücklicher Zufall abgewendet. Der Oberste war fort, ehe Dein Bruder kam, und das war Dein höchstes Glück. Doch hierüber habe ich Dir schon früher meine Meinung gesagt, und es übrigt mir nur, Dir noch eine Bemerkung wegen des Ringes zu machen.

Wie ist es doch, meine liebe, sonst so besonnene Ida! nur möglich gewesen, daß Du Dich von dem Geschwätze eines Mannes, der sich in allen seinen verwegenen Schritten, in seinem Betragen gegen seine anerkannte Geliebte, und gegen Dich selbst von jeher als einen Roué der ersten Classe gezeigt hatte — und von einigen geheuchelten Zeichen seiner Leidenschaft so weit bethören lassen konntest, ihm

den Ring, den er Dir frecher Weise genommen, zu lassen? Und wenn Du denn wirklich, wie Du schreibst, so überrascht warst, daß Du erst nach seiner Entfernung über die ungebührliche Länge seines Besuchs, und Alles, was er gesprochen, nachzudenken vermochtest, (eine starke Befangenheit, die ich nimmer zu rechtfertigen weiß!) so konntest Du das Versäumte doch wieder dadurch einhohlen, wenn der Verboth an Deine Domestiken, ihn nicht mehr vorzulassen, mit einer ernsten Zurückforderung des Ringes gleichen Schritt gegangen wäre. Du thatest halb, was Du zu thun hattest, und das war, wie es immer bey halben Maßregeln ist, schlimmer, als wenn Du gar nichts gethan hättest; denn der Ring ward Dein Verräther, und Dein Fallstrick.

Er hat Alles, was er sich vorsetzte, ganz durchgeführt. Dazu gehörte denn auch die unerhörte Frechheit, sich am Tage nach dem Brande noch in deinem Hotel zu zeigen, und zwar in dem Augenblicke, wo die verschmähte Geliebte vorüber fuhr, damit Ein Wurf zwey zugleich treffe, Deine Ehre und ihr Herz. O das ist ein abgefeimter, aber ein consequenter Mensch! Aber consequent muß man seyn, wenn man Etwas seyn will.

Ich habe Deinem Wunsche, jetzt zu mir zu kommen, nachgedacht, und gefunden, daß dieß durch-

aus nicht mit der so nothwendigen Wiederherstellung Deines Rufes und Deiner Rechtfertigung vor den Augen der Welt bestehen kann. Du mußt auf Deine Güter, zu Deinem Manne, wie es auch immer jetzt dort aussehen, und wie unangenehm der Aufenthalt dort für Dich seyn kann. Du mußt der Welt beweisen, daß kein trennendes Mißverhältniß zwischen Euch obwaltet und daß Du Deine Pflichten kennst und thust. Bey mir wäre das alles umgekehrt. Man würde Dich für eine Geschiedene, oder gar für eine Verstoßene halten, und in der Trennung von Deinem Manne seine Anerkennung Deiner Schuld sehen.

So sehr es mich daher freuen würde, Dich unter andern Umständen bey mir zu sehen, so befiehlt mir doch die Vernunft, dieser Freude jetzt aus höheren Rücksichten zu entsagen. Vielleicht, wenn es mir meine Geschäfte und die Kriegsunruhen vergönnen, besuche ich Dich im Spätherbst auf Deinen Gütern; wo nicht, so komme ich im Frühling gewiß zu Euch. Bis dahin wird ja auch der unselige Krieg mit allen seinen schrecklichen Folgen vorüber seyn. Lange kann sich dieser wüthende Fanatismus nicht halten. Er verzehrt sich endlich in sich selbst, und die Vernunft muß siegen.

Zwey und dreyßigster Brief.

Die Gräfinn von Wingheim an die Gräfinn Ida von Lichtwerth.

*g. den 28sten September 1813.

Es sind jetzt anderthalb Jahre, seit ich unmittelbar nichts mehr von Dir gehört, und meine Nachrichten von Dir nur aus den Briefen Deiner Mutter geschöpft habe. Aber Dein letztes Unglück, und die Lage, in welcher Du Dich nun befindest, haben meine ganze Theilnahme für Dich aufgeweckt, und so wenig ich seither mit dem verstanden war, wie Deine Mutter, Du, und Dein Mann in Ansehung häuslicher und öffentlicher Angelegenheiten gedacht und gehandelt haben, und so sehr ich die traurigen Folgen Eurer Verbindungen mit den Feinden unsers Vaterlandes voraus-

sah, die sich auch leider an den harten Bedrückungen auf Deines Mannes Gütern deutlich offenbaren, so leidest Du doch jetzt, und leidest in so weit unverschuldet, als Deine Grundsätze mit dem, wessen die Welt Dich zeiht, unverträglich sind. Du bedarfst daher aller Schonung und Rechtfertigung, die Deine Familie Dir nur immer zu geben im Stande ist. Darum sollst Du nicht allein zu Deinem Manne reisen. Auch Dein Bruder, als Mann und Offizier, ist in dieser Lage kein hinlänglicher, kein genug ehrender Schutz. Du mußt eine solche Begleiterinn Deines Geschlechts haben, deren Anwesenheit an Deiner Seite schon einen Theil der Verläumdungen, welche die Welt über Dich zu bringen wagt, entkräftet. Deine Mutter halten ihre vielen Geschäfte ab, wie sie mir schreibt; so will ich denn, obwohl ich immer kränklich bin, und die Jahrszeit weit vorgerückt ist, selbst kommen, Dich abzuhohlen. Ich werde Dich in die Arme Deines Mannes zurückführen, damit die Welt sehe, daß wenigstens Deine Familie keinen Augenblick an Deiner fleckenlosen Unschuld zweifelt. O meine Ida! Mein stets geliebtes Kind! Möchte mein Schutz Dir vor den Augen der Menschen die Achtung zum Theil wieder verschaffen, die Du eigentlich nie verwirkt hast! Dann will ich

doppelt das Andenken meiner frommen Ältern segnen, die solche Grundsätze in die Herzen ihrer Töchter legten, daß wir, Deine Mutter und ich, uns einer allgemeinen Achtung mit Recht rühmen dürfen. Leb wohl, mein Kind! Gott gebe Dir Ergebung und Ruhe! Ich komme bald!

Drey und dreyßigster Brief.

Julius von Tengenbach an Herrmann Walter.

Lager bey *** den 10ten October 1813.

Die Ereignisse werden immer wichtiger, die nächtlichen Gewölke, welche uns die Zukunft verdeckten, fangen an, sich zu theilen, es schimmert ein Strahl durch, die Völker blicken begierig auf den lichten Punct, ihre leidensmüden Seelen öffnen sich dem milden Glänzen, und Erwartung, Furcht, Angst und Hoffnung halten Alles in gespannter Aufregung. Bald müssen große Dinge geschehen, denn es ist nicht möglich, daß der jetzige Zustand der Unbestimmtheit noch lange dauere. Es ist Allen unbegreiflich, welche Plane sich in Napoleons Geiste wälzen mögen; aber da die Welt es in den letzten Jahren so oft mit Entsetzen erlebt hat, wie dieser Geist mitten unter drohenden Gefahren immer gerade den Einzigen Punct ergriff, der durch seine

Kühnheit die überraschten Gegner betäubte, die Plane der wohlberechnetesten Kriegskunst zu nichte machte, und ihm einen neuen Sieg zusicherte, so sieht man auch jetzt, trotz der glücklichen Erfolge bey Kulm, Dennewitz, und an der Katzbach, den Begebenheiten, die sich wahrscheinlich zwischen Dresden und Leipzig bereiten, nicht ohne Grauen entgegen.

Fahrnau verweist mich in seinem gläubigen Sinn immer auf die göttliche Gerechtigkeit. Ich erkenne sie, wie er. Aber der Gott, der Davids Feinde zum Schemmel seiner Füße legte, ließ auch Nabuchodonosor über Juda siegen, und sein Volk eine Beute, nicht bloß der Alles beherrschenden Römer, sondern schon früher der unwürdigen Nachfolger Alexanders des Großen werden.

Wenn man mir einwenden will, daß in dem Zeitalter David's mehr Tugend, Frömmigkeit, und also auch mehr Kraft zum E r r i n g e n, und mehr Würdigkeit zum E r h a l t e n d e r F r e y h e i t, unter dem Volke Gottes war, als in den späteren Zeiten, so frage ich, indem sich mein Blick mit wehmüthigem Abscheu von dem Egoismus, dem Unglauben und der Sittenlosigkeit meiner Zeitgenossen wendet, was denn u n s e r Zeitalter vor jenem der v e r d e r b t e n Nationen a l l e r Zeit vor-

aus habe? Nein, Herrmann! Erwarten kann ich hier wenig, hoffen nur Einiges — wünschen Alles!

Und sind wir nicht viel zu klein, ist unser Blick nicht viel zu beschränkt, um den Gang der göttlichen Weisheit in Entwerfung ihrer Plane, und ihrer Gerechtigkeit im Vollstrecken derselben mit unserem ephemeren Daseyn in irgend ein Verhältniß der Beurtheilung zu bringen? Können wir die Reifheit eines Volkes zum Verderben, seine Würdigkeit zur Errettung nach unsern Einsichten bemessen? Schreitet der Gang der Begebenheiten nicht mit Riesenschritten über Nationen weg? Und sind endlich tausend Jahre vor dem Allsehenden nicht wie ein Tag? Lassen wir uns nicht durch einzelne Beyspiele verführen, wo wir den Gang der göttlichen Gerechtigkeit an einem Fragmente der Weltgeschichte oder dem Geschick eines Einzelnen bemerken zu können glauben, und wo der erhabene Begriff der Nemesis mit ihrem Ne quid nimis! sich uns zu offenbaren scheint. Das ist Ein Fall. Tausende ließen sich nachweisen, wo hier auf Erden das Räthsel unbegreiflicher Verhängnisse sich nicht löste, und der angefangene Prozeß sich erst in einer anderen Welt entscheidet. Dieß muß unser Trost seyn und dann jener Spruch, daß ohne Gottes

Willen kein Haar von unserm Haupte fällt, und, was geschieht, gut ist, weil nichts ohne diesen Willen geschehen kann.

Ob wir siegen, oder untergehen — wir werden Gottes Rathschluß erfüllen. Unsere Pflicht ist es, zu handeln, als ob wir das erste mit Zuversicht hofften, und jede Kraft anzustrengen, die der Schöpfer in uns gelegt hat. Nur wenn wir das gethan haben, können wir uns im Fall des Gelingens mit Recht freuen, oder im Untergang mit dem Bewußtseyn erfüllter Pflicht freudig sterben. So sinkt Decius in dem Meisterwerke des großen Rubens von seinem Roß, in der Kehle zum Tode getroffen, und sein verklärter Blick, und das Lächeln seiner erblöchenden Lippen scheinen den Göttern zu danken. Seine Pflicht und sein Wunsch sind erfüllt! Er ist für's Vaterland gefallen!

Aus dieser Ursache habe ich auch das Waffenwerk jetzt mit Ernst und Anstrengung erlernt, und treibe es so eifrig, als ich es mit dem festen Willen für die gute Sache vermag. Ludwig und alle meine Gefährten sind mit mir zufrieden. Ich war bey einigen glücklichen Expeditionen, habe schon aus einer leichten Wunde etwas Blut vergossen, und sehe mich damit nun gleichsam als unauflöslich in Eid und Pflicht genommen an. Aber den

Geist, der Viele beseelt, kann ich doch nicht theilen. Ich kann weder mit dieser Freudigkeit hoffen, noch mich über das Elend, das wir verbreiten helfen, verblenden, und ich fühle mich endlich nicht vom Eisen angezogen, wie jene.

Meine eigene Stellung in der Welt ist auch nicht darnach, um mich für ein künftiges Leben zu rosigen Ansichten zu berechtigen, und Ludwigs Nähe erquickt und quält mich zugleich. Ich liebe ihn mit warmer Neigung; er aber hängt mit einer Art von kindlicher Dankbarkeit, mit allen Kräften seines starken Herzens an mir, und hat den Gedanken, daß ich auf den Fall seines Todes in alle seine Rechte treten soll, mit Liebe genährt und ausgebildet.

Vorgestern verbreitete sich ein vorlautes Gerücht, als ob wir einen gewaltigen Angriff mit Nächsten zu erwarten hätten. Alles war aufgeregt, Jeder sah dem entscheidenden Ereigniß mit seinen eigenen Ansichten entgegen, und über dem Hin- und Herreden, und Zubereiten kam die Nacht. Wir hatten eine Vorposten-Wache und lagen am Feuer. Die Scheiter brannten ab, nur rothe Kohlen warfen einen ungewissen Schein auf die dunkeln Gestalten. Hinter uns erhob sich der Mond über dem finstern Waldgebirg, und beleuchtete durch den

Nebelschleyer, der den Himmel überzog, die fernen Gegenstände mit trübem Scheine. Die Kameraden schnarchten, die Pferde brausten zuweilen durch die kalte Nachtluft. Ich lag an der Erde; aber kein Schlaf besuchte meine Augen, vor denen die trübe Vergangenheit und die vielleicht noch nächtlichere Zukunft in dunkeln Bildern vorüberging. Ludwig saß still, ohne zu sprechen, und starrte in die verglimmende Gluth. Plötzlich wandte er sich um nach mir. Schläfst du, Julius? fragte er leise. Ich richtete mich auf. „Wenn du nicht schläfst, so komm mit mir!"

Wir traten seitwärts vom Wachfeuer in's Gebüsch. Er ergriff meine Hand. Der Mond beleuchtete seine Züge, deren feyerlicher Ausdruck mir erst jetzt auffiel. Julius! sagte er mit einem Ton, der die Bewegung seines Herzens verrieth: Ob wir morgen angreifen, oder in drey, oder in acht Tagen, gilt gleich. Es muß und wird bald zur Entscheidung kommen, und es ist sehr möglich, daß ich bleibe. Auf diesen Fall versprich mir Leonoren Deine Hand zu geben, ihr ein treuer Gemahl, meinen Kindern ein sorglicher Vater zu seyn! Ich vermache Dir das Liebste, was ich auf Erden habe! Die heftige Bewegung erstickte seine Stimme, er fiel mir um den Hals.

Was in meiner Seele vorging, vermag ich nicht zu schildern. Aber ich faßte mich nach einer Weile, richtete Ludwig sanft in die Höhe, und sagte ihm: Mein Bruder! Ich erkenne den Werth Deines Vertrauens, wie tief ich auch den Stachel fühle, den Deine Rede enthält. Ich kann Dir nichts versprechen, als die Deinigen nie zu verlassen, wenn es ja Gott gefallen sollte, Dich kräftigen Baum zu fällen, und mich dürres Reis zu erhalten. Das aber will ich treulich erfüllen, so lange ein Hauch des Lebens in mir ist! — Ich schloß ihn fest in meine Arme. Er wand sich langsam los, und blickte mir trüb in's Gesicht. Du willst nicht, sagte er, und ich weiß doch, daß sie Dich mehr liebt, wie mich! Ach ich begreife es, und klage sie nicht darüber an!

Es entspann sich nun ein langes Gespräch zwischen uns, das tief und schmerzlich in mein aufgeregtes Herz schnitt. Ludwig schien dabey viel ruhiger zu werden. Er gab und opferte ja, und ich sollte empfangen. Sein Erbe, wenn die Erde dieß warme Herz bedeckt haben würde, sollte mein seyn, und mich glücklich machen! Der Streit endigte, wie alle dieser Art. Jeder blieb auf seiner Meinung, aber wir fühlten uns fester aneinander gebunden.

Er ist seitdem sehr ernst; dennoch zweifelt seine muthige Seele keinen Augenblick an dem glücklichen Ausgang der allgemeinen Sache. O wenn der Himmel so viele heiße Gebethe und gerechte Wünsche erhört, wenn es glorreich für mein Vaterland endet: dann habe ich mein Leben freudig auf seinem Altar geopfert, und aus den Gräbern der Gefallenen, auch aus meinem Grabe, wird die Freyheit sich siegreich erheben! Gott gebe seinen Segen!

Mein Testament hast Du, lieber Walter! Über das, was ich bey mir habe, und was sonst noch zu thun ist, werde ich mit Ludwig sprechen. Er wird Alles treu besorgen. Leb nun wohl, Du treuer Freund und Bruder! Vielleicht ist dieß mein letzter Brief, doch nicht die letzte Versicherung meiner Liebe! Wir sehen uns wieder. Das glaube ich fest. Der Himmel lohne Dir, was Du je für mich gethan! Grüße Dein holdes Weib, und schicke dem Oheim den Einschluß!

Vier und dreyßigster Brief.

Baron Carl von Fahrnau an seine Schwägerinn Leonore.

** den 22sten October 1813.

Bis mein Brief Dich erreicht, geliebte Schwägerinn, ist mir die Siegesbothschaft schon vorgeeilt, und Du wirst ein Ereigniß bereits kennen, das jedes, dem Guten nicht entfremdete, Herz mit Freude erfüllen, uns Deutsche aber nach so vielen Leiden mit dem heißesten Dank gegen Gott entflammen, und unsern Geist in gerechtem Stolze erheben muß. Da Dir nun die Sache im Allgemeinen schon bekannt ist, so brauche ich mich in keine Beschreibung der großen, entscheidenden Völkerschlacht und ihrer ungeheuern Folgen für die Welt einzulassen. Ich melde Dir nur, was Dich betrifft, und was Dir zu wissen doch wichtiger ist, als selbst jene Ereignisse.

Dein Mann, in dessen Zimmer ich schreibe, läßt Dich mit heißer Liebe an seine Siegerbrust drücken. Er würde Dir selbst geschrieben haben; aber eine Wunde am rechten Arme, die Du Dir indessen gar nicht als gefährlich denken mußt, hält ihn davon ab. Übrigens ist er ziemlich wohl, schickt auch an Adolph und Marien herzliche Grüße, und trägt mir auf, Dir den Verlauf der Begebenheiten der letzten Tage zu berichten.

Du weißt, daß ich Deinen Mann schon einmahl in seinem Lager besuchte. Wir hatten uns so lange nicht mehr gesehen, und bey der Wichtigkeit der großen Ereignisse, die uns bevorstanden, war es mir nicht möglich, mich, ehe Alles entschieden war, weit von ihm zu entfernen. Es war, als flüsterte mir's mein Engel zu, in seiner Nähe zu bleiben, und ich hielt mich daher unfern des Ortes, wo sein Corps stand, auf, fest entschlossen, hier den Ausgang der Dinge abzuwarten.

Am sechzehnten October war der Tag, an welchem der furchtbare Entscheidungskampf begann. Tags zuvor hatte ich noch in Ludwigs Armen gelegen, und mich von ihm und dem edlen Tengenbach beurlaubt. Der Kanonendonner schreckte schon früh Morgens die ganze Umgegend aus einem unruhigen Schlummer auf. Die Schlacht begann. Sie

wurde bald allgemein und mörderisch. Das Regiment Deines Mannes war eines der vordersten. Er und Julius hielten sich dicht zusammen. Sie hatten noch im Angesicht der aufgehenden Sonne miteinander gebethet, sich vor dem Ausrücken Treue bis in den Tod geschworen, und daß der Überlebende in die Pflichten des Verstorbenen treten sollte. So gingen sie voll hoher Begeisterung in die Schlacht. Julius soll mit einem Heldenmuth und einer Gewandtheit gefochten haben, die Deinen Mann mit Bewunderung und Liebe erfüllt, ja seine besonnene Tapferkeit hat im Gefecht unsern Ludwig, der sich zu kühn unter die feindlichen Schaaren wagte, mehr als einmahl gewarnt, und geschützt. Mitten im hitzigsten Handgemenge begegnete Lothar ihren Blicken. Er sah Deinen Mann. Eine Todesblässe überflog sein Antlitz. Ludwig stürmte ihm nach; aber Lothar schien diesen Gegner zu scheuen, und entkam im Gedränge.

Schon hatte das Regiment ansehnliche Vortheile über den Feind. Es rückte vor, als plötzlich auf einem nahen Hügel sich Französische Reiterey zeigte. Sie sprengte die Höhe herunter gerade auf unsere Leute zu. Eine Decharge aus ihren Carabinern prasselte herab. Julius fuhr mit der Hand auf die Brust — und sank mit einem leisen Schrey an Dei-

nes Mannes Seite nieder. Ludwig warf sich über ihn. In dem Augenblick wich seine Truppe um ihn zurück, und die feindlichen Cürassiere hauten ein. Die Unserigen widerstanden mit Entschlossenheit, und Ludwig kämpfte nun auch für den gefallenen Freund. Achtlos, sein eigenes Leben zu erhalten, dachte er nur daran, den Verwundeten zu schützen, und sein frommer Vorsatz gelang. Das Regiment sammelte sich, zog in Ordnung zurück, und Ludwig konnte nun den Bewußtlosen auf seinen Armen aus dem Schlachtgetümmel weg auf eine ruhige Stelle tragen, wo er ihn der Sorge der Wundärzte übergab, und mit Angst und Schmerz in die Schlacht zurückkehrte.

Abends kamen die Truppen in ihre Bivouacs. Ludwig bittet Dich, zu glauben, daß Alles geschehen sey, was zur Rettung Deines und seines Freundes möglich war; aber der Ausspruch des Wundarztes war sehr niederschlagend. Er vertröstete auf den nächsten Verband. Die Nacht war ziemlich still. Ludwig brachte sie am Krankenlager seines Julius zu. Der starke Blutverlust hatte diesen sehr herabgebracht. Dennoch war er meist bey sich, und erkannte sowohl seinen Zustand, als Ludwigs treue Liebe vollkommen. In seinen letzten Gesprächen mit dem Freund enthüllte sich noch einmahl die Schönheit

seiner Seele, wie die Sonne im Scheiden noch einmahl schöner herüberblickt. Es war bereits eine Art von Verklärung, die durch religiöse Gefühle — er hatte zu beichten und das Abendmahl zu empfangen verlangt, auch alle diese Ceremonien mit großer Fassung verrichtet — noch erhöht ward. Gegen den Morgen ward er unruhig. Ludwig tröstete ihn, und leistete ihm mit der Liebe und Geduld eines Kindes alle mögliche Hülfe. Sie sprachen von Dir, von Gott, von Julius düsterem Leben, das er nun freudig hinter sich hinabsinken, und einem schöneren Morgen Platz machen sähe. Endlich wurde der Verwundete immer schwächer, er lehnte sein Haupt an Deines Mannes Brust, und Ludwigs Lippen sogen seinen letzten Hauch in sich. Er starb den schönen Tod für sein Vaterland, in den Armen der treuesten Freundschaft, mit der Ruhe eines Helden, mit der Ergebung eines Christen. Ich habe ihn nur wenig gekannt, und bin nicht Zeuge dieser letzten Auftritte gewesen; aber meines Bruders heftiger Schmerz um ihn, und was seine Cameraden von ihm erzählen, zeigt, daß nun eine der edelsten Seelen, die auf Erden gewandelt, zu ihrem Schöpfer zurückgekehrt sey.

Ludwig brachte den folgenden Tag, an dem sich die Heere ermüdet still hielten, in dumpfem Schmerz,

theils bey Julius Leiche, theils mit den Anstalten für seine theuren Reste zu.

Er wurde mit aller Feyerlichkeit, die der Drang der Zeit und der Umstände gestattete, in der noch unversehrten Capelle eines nahen Rittergutes beygesetzt. Deines Mannes Schmerz, und die Achtung der übrigen Offiziere erhielten es vom Verweser dieser Herrschaft, daß er dem heiligen Rest so lange einen ruhigen Aufenthalt in dem Familienbegräbniß verstattet, bis Dein Mann die Anstalt getroffen haben wird, die irdische Hülle seines Freundes nach Fallowetz in die Gruft seiner Väter zu führen. Diese theure Pflicht hat er sich selbst aufgelegt, wenn der Himmel es ihm gestattet.

Tief in der Nacht kam er erschöpft von dem Begräbniß zurück. Er fand Alles im Lager in reger Bewegung. Mit dem anbrechenden Tage sollte die Schlacht aufs Neue beginnen, und an diesem Tage sich endlich entscheiden, was hier auf der furchtbaren Wagschale lag.

Der Tag brach an. Mit ihm rückten die Schaaren schweigend und ernst hinaus, Ludwig mit tiefverwundeter Seele das Bild des sterbenden Freundes vor seinen Blicken, und wo möglich, in noch glühenderem Haß gegen seine Mörder entflammt.

Du kennst die Schicksale dieses großen Tages.

Ich wiederhohle Dir nicht, was die Zeitungen Dir berichtet haben werden. Gott stritt sichtbar mit uns. Sein flammender Schild, mit dem er unsere Heere deckte, schreckte die Feinde, ihr trotziger Muth brach, die Zuversicht der gerechten Sache, die schönste Begeisterung stärkte den Arm unserer Krieger. Unwiderstehlich warfen sie sich auf die Feinde. Alles mußte ihrem Andrang weichen. Unordnung, Verwirrung, Verzweiflung herrschten in des Feindes Reihen, wie in seinen Befehlen, denen kein Mensch mehr Folge zu leisten vermochte. Alles floh. Wagen, Pferde, Verwundete lagen in fürchterlicher Verwirrung übereinander. Auch heut war Ludwigs Regiment wieder vorne an, und er selbst stürmte unter die Feinde. Da wurde er eines Haufens gewahr, der einen kleinen Hügel in ziemlich guter Ordnung besetzt hielt, und den Unsrigen das Vordringen erschweren konnte. Ludwig erkannte die Wichtigkeit des Platzes, und zugleich die geschickten Manöver des befehlenden Offiziers. Er ruft den Seinigen zu. Sie drängen gegen den Hügel vor. In dem Augenblicke erkennt er den Führer — es ist Lothar!

Nun flammte auf einmahl unter der Begeisterung für das Allgemeine die eigene Rachlust auf. Er spornte sein Pferd, er hatte den Obersten erreicht. Lothar erkannte ihn, wie vorgestern, und mit einem

Ausdrucke des Entsetzens wandte er sein Roß. Aber Ludwig sprengte ihm nach, und rief ihm zu, zu halten.

Lothar warf sein Pferd herum. Alle Entschlossenheit, alle Kraft seines Gemüths kam in dem Augenblick wieder zurück. Ihre Klingen pfiffen durch die Luft. Schon bluteten Beyde aus tiefen Wunden, und Beyde, von Zorn und Rachgier entglüht, verdoppelten ihre Hiebe. Endlich traf Einer Lothars Haupt, und mit Einem Gebrüll des Schmerzens sank er rücklings vom Pferde. Die Seinigen stellten sich um ihn, und vertheidigten den Posten und den verwundeten Führer. Aber Ludwig drängte unaufhaltsam vor, er achtete der Kugeln nicht, die jetzt von einer höher liegenden Batterie zu spielen anfingen, er stürmte hinan, der Hügel war gewonnen, und die Feinde geworfen. Sie entflohen, aber sie führten den Verwundeten mit sich fort, und auch Ludwig sank nun auf der eroberten Anhöhe, erschöpft von Anstrengung und Blutverlust in die Arme der Seinigen.

Man brachte ihn vom Schlachtfelde weg. Unterdessen hatten seine Landsleute das Schicksal des Tages entschieden. Der Sieg war auf unserer Seite, und all' das kostbare Blut, das ihn erkauft, nicht umsonst vergossen. Man schickte mir sogleich Bothschaft, und ich flog zu meinem Bruder. Seine Wunden sind tief, aber nicht gefährlich, alle, wie es einem wackeren Krieger ziemt, vorn, in der Brust,

am Arm, und ein flacher Hieb über die Stirn. Fürchte nicht für sein Leben! Er ist für den Augenblick in keiner Gefahr. Du kennst mich, und trauest mir. Ich versichere Dich auf meine Ehre, daß der Arzt gute Hoffnung gibt; aber es wird lange währen, bis er genesen kann, und er wird einer sehr sorgfältigen Pflege bedürfen.

Ludwig weiß, daß ich Dir schreibe. Seine Gedanken sind bey Dir, bey Julius, bey seinen Kindern. Es scheint ihm nicht lieb zu seyn, daß jener gefallen, und er erhalten ist, und es bewegen sich trübe Bilder in seiner, nicht bloß durch die Kugel, wunden Brust. Übrigens hat er mir verbothen, Dir außer dem treuen Bericht über die Schlacht und den Hergang der Sache etwas zu melden. Auch das, was ich hier geschrieben habe, darf er nicht lesen, und es ist in so weit gut, daß seine große Erschöpfung ihn hindert, den Brief zu überblicken, ehe ich ihn absende. Er schickt Dir und seinen Kindern herzliche innige Grüße, Segnungen und schmerzliche Erinnerungen. — Er spricht nur von Euch, und ihm, und meine Tröstungen gleiten an seinem dumpfen Schmerze ab.

Leb wohl, liebe Schwägerinn! Möchte der Brief Dich in gehöriger Fassung treffen, und Du thun, was Dein Herz Dich gewiß heißt!

Fünf und dreyßigster Brief.

Der Oberste Fierolles an Bertha von Selnitz.

** den 24sten October 1813.

Aus einem halb zerstörten Dorfe, wo unter Brandstätten kaum ein bewohnbares Zimmer zu finden war, um elende Verwundete aufzunehmen, schreibe ich Dir. Die ganze Hölle war an dem Tage bey Leipzig los. Alles ist verloren. Ich bin unbedeutend am Schenkel, aber doch so verwundet, daß ich nicht weiter kann. Um mich her ächzen und winseln verwundete und sterbende Landsleute, deren Blut um einer unglücklichen Verblendung willen diesen unseligen deutschen Boden tränken mußte. Unter ihnen, der Theuerste und Bedauernswürdigste von Allen, liegt auch Lothar, mit gespaltetem Haupt, ohne Hoffnung zu genesen, ohne den Trost sterben zu können.

Wilde Phantasien zerrütten sein verletztes Ge-

hirn, und wüthender Schmerz und Wahnsinn theilen sich in die letzten Stunden seines Lebens. Der Nahme unsrer unglücklichen Freundinn ertönt zuweilen von seinen Lippen. Sein Zustand ist erschrecklich. Ach, wenn nur die Leiden des Rettungslosen bald zu Ende wären!

Ich liege in dumpfem Hinbrüten nicht weit von ihm auf einer elenden Streu. Das einzige Bett, wenn man einige halbzerrissene Kissen und Decken so nennen kann, das unsere Leute in den von jeder menschlichen Spur verlassenen Hütten fanden, wurde von Allen gern dem armen Lothar überlassen. Der deutsche Arzt, den man geschickt hat, nach uns zu sehen, und der seine Schuldigkeit ordentlich thut, gibt uns die Hoffnung, daß unser Freund den morgigen Abend nicht erleben werde.

Ich glaube in wenigen Tagen wieder zu Pferde sitzen zu können. Aber ich bin gefangen, und, was mit mir geschieht, ist ungewiß. Der Teufel hat uns dießmahl in das verwünschte Land geführt! Leb wohl! Wer weiß, von wannen, und wann ich Dir schreiben kann?

Sechs und dreyßigster Brief.

Leonore von Fahrnau an die Baroninn von Lehmbach.

Aus der Residenz den 27sten October 1813.

Ludwig ist schwer verwundet! — Julius todt! Mein Schwager Carl, der seines Bruders pflegt, hat mir geschrieben. Ich weiß nicht, wie mir ist. Die Ringstern und Adolph besorgen meine Reise. Ich breche morgen auf, und eile zu meinem Gemahl. O nur noch lebend laß mich ihn finden, barmherziger Gott! Nur noch so lange erhalte ihn mir, bis ich ihm gesagt habe, daß ich ihn noch heiß liebe, und daß er mir vergeben möge, wessen er mich zu streng anklagt! Weiß Gott! Zu streng! Meine Gedanken verwirren sich. Ich muß mich gewaltsam fassen, um nicht Verkehrtheiten zu beginnen, und denen, die für mich sorgen, zur Last zu fallen. Leb wohl!

Sieben und dreyßigster Brief.

Leonore von Fahrnau an die Baroninn von Lehmbach.

** den 10ten November 1813.

Endlich, liebe Clara! nach langen, schmerzlichen und doch so schönen Tagen, finde ich die Stille in mir, und auch die Muße von außen, um Dir schreiben zu können. Ich bin bey meinem Ludwig. Ich habe ihn wieder nach drey unglücklichen Jahren, und Alles, was noch dunkel in unserm Schicksal ist, Alles, was wir verloren, und was er noch zu leiden hat, verschwindet vor dem Glücke, daß wir uns wieder haben, daß er geneset, und wir einem stillen, vereinten Leben entgegen sehen können!

Meine Reise war so schnell als möglich, und also auch so beschwerlich als möglich. Wir gaben uns in drey Tagen und zwey Nächten nur so viel Ruhe, als nöthig war, um nicht zu erliegen. Ach

mir brannte das Herz, und der entsetzliche Gedanke, daß mein Ludwig indeß sterben, und ich den letzten Hauch der Versöhnung nicht mehr empfangen könnte, jagte mich mit Blitzesschnelle vorwärts.

Adolph hat sich auf dieser Reise sehr besonnen und muthig gezeigt. Der zwölfjährige Knabe hat für seine Mutter und Schwester gesorgt. Die Bedienten gehorchten ihm gern, denn sie liebten ihn, und mußten seine Anordnungen billigen. O welchen Trost hat der Himmel dem auch in dem größten Unglück gegeben, dem er gute Kinder gab!

Angekommen in dem kleinen Städtchen, wo Carl sich schon während einigen Wochen aufhielt, und Ludwig jetzt bey ihm ist, überfiel mich eine Angst, ein Zittern, daß ich kaum im Stande war, aus dem Wagen zu steigen. Ich schickte sofort aus dem Gasthofe zu Carln. Er kam schnell. — Lebt er? war mein erster, einziger Laut. Sein freundlicher Blick beruhigte mich, ehe er die Worte des Trostes aussprach. Ich sank auf meine Knie, und dankte Gott für die abgenommene Angst. Dann machte ich mich auf den Weg. Carl ging voraus, um Ludwig auf meine Ankunft, die er nur halb erwartet hatte, vorzubereiten. Endlich kam er, und führte, oder trug mich vielmehr die Treppe hinan; denn Freude, Erschütterung, Bangigkeit

und Sehnsucht hatten meine Kräfte gelähmt. Jetzt stand ich an der Thüre seiner Wohnung.

Ich öffnete unter lauten Herzensschlägen. Ein Offizier war im Vorzimmer. Errieth er, wer ich war, an dem Ausdrucke meines Gesichtes? Wußte er, daß ich kommen würde? Er sprang schnell in's Zimmer hinein, kam eben so schnell wieder, und führte mich mit wohlwollender Achtung hinein.

Fahrnau, von zwey seiner Leute unterstützt, kam mir entgegen. Er war angezogen, aber er sah sehr krank aus. Der rechte Arm ruhte in einer Schlinge, eine schwarze Binde war um die Stirn geschlagen. Er breitete mir den linken Arm entgegen. Ich sank an seine Brust. So hielten wir uns lange, lange. Ich fühlte, daß er zitterte, und leitete ihn zum Kanapeh. Er legte sich hin. Ich kniete vor ihm nieder, und drückte meine Stirn auf seine Hand. Ein Wink von ihm entfernte die Zeugen. Auch der gute Carl ging. Aber noch vermochte Keines von uns ein Wort vorzubringen.

Ich danke Dir, sagte Ludwig endlich mit schwacher Stimme: Ich danke Dir recht sehr, daß Du gekommen bist!

Ich drückte seine Hand an meine Lippen. Meine Thränen strömten. Ach, er schien nicht zu ahnen, wie selig mich sein Wiedersehen machte!

„Du bist so gut, Leonore! Es ist viel vorgegangen, seit wir uns nicht gesehen!“

Aber wir haben uns wieder! rief ich: Gott hat mein Flehen erhört!

Er sah mich lange an. Sein dunkles Auge wurde düsterer, und immer düsterer. Julius — sagte er nach einer Pause —

Es war, als griffe eine eiskalte Hand in mein heißes Herz. Ich erhob mich von den Knieen. Ich verstehe Dich, Ludwig! sagte ich: Ich weiß, ich habe gefehlt.

O nicht, nicht das! rief er heftig: Keine Entschuldigung, Leonore! Du hast kaum gewankt, wo ich fiel. Aber Deine Liebe für mich muß gestorben seyn, und was Dich zu mir führt, ist Dein lebendiges Pflichtgefühl.

Mir that diese Rede unendlich weh. Ich hoffe, antwortete ich, daß mein Betragen Dich von der Art meiner Empfindungen überzeugen soll.

Er fühlte mit der linken Hand nach Etwas in seinem Busen. Er wollte sich mit der verwundeten Rechten helfen. — Wünschest Du etwas, Ludwig? sagte ich.

„Ach, ich bin so voll Binden und Hüllen! Hier muß ein Papier seyn!“ Ich zog es leicht hervor,

Er schlug es auseinander. Ich sah eine dunkle Locke darin, und ahnete Alles.

„Ich habe sie vom Haupte des todten Freundes geschnitten. Er starb mit Segnungen für Dich und mich. Hier ist sein letztes Andenken.“ Er hielt mir die Haare hin.

Das war zu viel für mein Gefühl. Meine Knie zitterten, ich fühlte, daß ich todtbleich wurde, und suchte nach einem Stuhl, um mich zu setzen.

Ludwig sah mich scharf und finster an. Halte Deine Thränen nicht zurück, Leonore! sprach er: Sie ehren den Freund, dem ich Leben und Freyheit schuldig bin. Er war mein Schutzengel, und keine niedrige Eifersucht soll die letzten Tage meines Lebens entheiligen. Sie seyen seinem Andenken, und Deiner Versöhnung geweiht! Jetzt vermochte ich es nicht mehr auszuhalten. Heftig schluchzend warf ich mich über ihn: O, wenn Du noch einen Funken Mitleid für mich hast, so höre auf, so zu sprechen! Ich kann den Gedanken Deines Todes nicht ertragen!

Leonore! sagte er mit zitternder, zweifelhafter Stimme. Nimm mein Geständniß an, oder verwirf es! rief ich heftig: Mißdeute mein Gefühl, oder erkenne es, wie Du willst! Aber sagen muß

ich's, und Du mußt es wissen. Ich liebe Dich, Ludwig! Ich liebe Dich mit eben der treuen Liebe, wie in Rosenstein! — Er sah mich starr und lange an, er wurde immer bleicher, immer starrer, schloß endlich die Augen, und lag ohnmächtig auf seinen Kissen. Ich erschrack. Ich erhob sein Haupt, hielt ihm Essenzen vor, und nannte seinen Nahmen. Er erhohlte sich endlich, und öffnete die Augen. Thränen tröpfelten über seine Wangen, aber er konnte nicht reden. Ach es war nicht nöthig! Sein Blick sagte mehr als alle Sprachen in Worte fassen könnten!

Meine Lippen sanken auf die seinen, unsere Seelen flossen in dieser Berührung zusammen. Endlich lispelte er leise: Du liebst mich?

Ich versicherte es ihm noch einmahl. O Gott! Welche seligen Augenblicke! Die Wonne dieser Momente war mit den Leiden von drey kummervollen Jahren nicht zu theuer erkauft. Wie gern hatte ich meine Nächte für die kostbaren Thränen verweint, die jetzt aus Ludwigs Augen flossen! Wie war ich für jeden Schmerz so reich belohnt! — Er liebte mich noch! Ach er hat mich wohl immer geliebt! Mein Bild war nur auf einige Zeit durch die Zauberkünste einer Unglücklichen in Schatten gestellt worden!

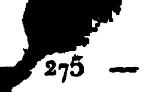
Der Arzt kam bald darauf, und ermahnte Ludwig, nicht zu viel zu sprechen, und mich, jede hef-

tigere Rührung für den Kranken zu vermeiden. Er fand ihn etwas schlimmer, und seine ernste Miene machte mein Blut gerinnen. Ich begleitete ihn beym Fortgehen. Zitternd, so, daß meine Zähne zusammenschlugen, fragte ich ihn um seine Meinung von dem Zustand meines Mannes. Der Herr Baron ist in keiner gegenwärtigen Gefahr, sagte er beruhigend: Aber er muß mit der größten Sorgfalt und Schonung behandelt werden, sonst kann leicht ein übler Zufall dazutreten. — Für jetzt also ist keine Gefahr? fragte ich, und hing an seinem Blicke, und suchte in seinen Mienen, ob sie nicht seinen Worten widersprächen. Gewiß keine! Glauben Sie mir das auf meine Ehre, gnädige Frau! sagte er, und eine sichtbare Rührung mahlte sich in seinen gutmüthigen Zügen: Ich würde es nicht wagen, mit Ihrer Liebe und Ihrer Angst ein grausames Spiel zu treiben. Aber geben Sie genau auf Ihren Kranken Acht! Hüthen Sie ihn vor jeder starken Erschütterung, und beobachten Sie Alles, was ich zuvor vorgeschrieben habe! Doch das ist wohl nicht nöthig, Ihnen zu empfehlen. Fassen Sie Muth, gnädige Frau! fuhr er fort, als ich noch immer zitternd nichts antwortete, indem er meine Hand treuherzig schüttelte: Es wird Alles

gut werden. Fahrnau ist jung, conservirt, und hat ja die treueste Pflege.

Als ich wieder zu meinem Kranken kam, fragte er mich ruhig, ob mich der Arzt von der Gefahr seines Zustandes unterrichtet habe? Ich sagte ihm die Wahrheit. Er wiegte verneinend das Haupt. Die Vorstellung einer tödtlichen Verwundung und eines nahen Endes schien ihm sehr geläufig, und nichts weniger als schrecklich. Er sprach mit Fassung darüber, wie er vor wenig Wochen den Tod gewünscht, ihn in der Schlacht gesucht habe, und jetzt nur der Gedanke an ein neues, durch Liebe beseligtes, Leben an meiner Seite ihm seine letzte Stunde bitter machen würde. Dann fragte er nach den Kindern. Ich gestand ihm, daß sie mich begleitet hätten, und im Gasthofe zurückgeblieben wären. Eine heftige Bewegung erschütterte ihn. O meine Kinder! rief er: So werde ich auch Euch noch vor meinem Tode sehen! Geh, Leonore! Bringe sie zu mir! Sieh, es könnte schnell mit mir enden, und ich hätte dann diese Seligkeit entbehrt!

Mir erstickten Thränen und Rührung die Stimme. Weinend kniete ich auf seiner Seite, und schluchzte auf seine Hand. „Leonore! Mein gutes, treues Weib! Weine nicht! Ach ich habe Dir so viel Herzeleid gemacht!“



Was nun für eine Scene folgte, kann ich Dir nicht beschreiben, denn ich kann Dir diese Tiefe des Gefühls, diese Mischung von unendlichem Schmerz und höchster Freude nicht schildern. Aber des Arztes Geboth war übertreten, unwillkührlich, ja, ich möchte sagen, unvermeidlich. Die Frage nach seinen Kindern, und höchst angreifende Erklärungen waren in unserer Lage nicht zu umgehen. Ludwig war ganz erschöpft. Ein heftiges Fieber stellte sich ein, und er fing an, irre zu werden. Unsere Trennung, seine Kinder, Julius Tod, Rosaliens furchtbares Ende, Alles mischte sich in wildem Wechsel durcheinander. — Die Nacht war sehr böse. Ich konnte ihn nicht verlassen. Carl mußte meine Stelle bey den Kindern vertreten, sie trösten, und beschützen. Der Arzt fand ihn am Morgen in augenscheinlicher Gefahr. O verlange nicht zu wissen, wie mir zu Muthe war! Der redliche Mann sah meinen Zustand und gab mir so viel Hoffnung, als sein Gewissen ihm erlaubte. Da aber Ludwig in jedem freyen Augenblick nach den Kindern fragte, und auch seine Phantasien sich größtentheils mit ihnen beschäftigten, so stellte ich dem Arzte beym Abendbesuche vor, ob er nicht erlauben wollte, daß die Kinder morgen kämen, weil es vielleicht zur Beruhigung des Kranken beytragen könnte. Er

faßte diese Vorstellung auf, un[illegible]hte es mir, wenn der lichten Augenblicke meh[illegible] würden. — Auch diese Nacht verließ ich den Geliebten keine Minute. Nach Mitternacht legten sich die wilden Wallungen seines Blutes, das Fieber ließ nach, er sprach heiter, aber schwach mit mir. Die Kinder waren der Hauptinhalt seiner Unterredung. Ich mußte ihm Alles erzählen, was mit ihnen in den zwey Jahren vorgegangen war, und die süße Hoffnung, sie am nächsten Tage zu sehen, schien seine aufgeregten Lebensgeister in sanfte Ruhe zu wiegen. Still, ergeben, ja, heiter entschlief er unter diesen Erzählungen gegen den Morgen hin, und erwachte recht gestärkt, als bald darauf der Arzt eintrat. Er fand ihn merklich gebessert, die drohende Gefahr war verschwunden, und auf die Frage nach den Kindern, die fast sein erstes Wort war, verbreitete die gewährende Antwort des Arztes eine Art von Verklärung über das Gesicht des liebenden Vaters. Der Offizier erboth sich mit einer recht angenehmen Freundlichkeit, die Kinder zu hohlen, und nun regte eine freudige Spannung Ludwigs Gemüth und ganzes Wesen auf. Seine blassen Wangen färbten sich mit einer leichten Röthe, so oft ein Geräusch im Hause ihm ihre Ankunft zu verkündigen schien. Ach er war so liebenswürdig,

so unwiderstehlich. In dieser Aufwallung der heiligsten Triebe. Endlich hörten wir im Vorzimmer mehrere Tritte. Der Offizier trat ein. Sie sind da! rief Ludwig, und erhob sich rasch vom Kanapeh. Der Offizier und ich wollten ihn unterstützen, aber er bedurfte unserer nicht. Da ging die Thüre auf, und Adolph stürzte herein. Wie, dieser Jüngling? rief Ludwig erstaunt, und lag in den Armen seines hochgewachsenen Sohnes, der zwischen Lachen, Weinen, Ehrfurcht und Liebe den Vater bald betrachtete, bald umschlang, und vor Freude nicht reden konnte. Auch Ludwig war tief erschüttert. Marie hatte ihn indessen von der Seite umschlungen. Er neigte sich zu dem Mädchen. O welche Gruppe, Schwester! Die hohe Gestalt des verwundeten Kriegers, umschlungen von den zwey schlanken jugendlichen Wesen, die in ihren Zügen den Abglanz der seinigen trugen, sein linker Arm ausgebreitet über den blühenden Jüngling, das Haupt sanft herab zur Tochter geneigt, die mit Thränen an den Vater emporsah! — Ich zeige dir das Bild, wenn wir uns wiedersehen, was, wie ich hoffe, bald seyn soll; denn ich habe es gezeichnet. Sie sind Alle zum Sprechen ähnlich, und nie vielleicht hat mir eine Arbeit so gelungen, wie diese.

Nun bin ich zum großen Theil von meinen Kin-

dern aus der Pflege und Bedi[illegible]es Vaters verdrängt. Sie verlassen ihn kein[illegible]blick mehr, sie spähen nach jedem Blick von ihm, [illegible]e errathen seine Wünsche, und wenn ein Streit entsteht, so ist es darum, wer den Vater bedienen, wer ihm dieß oder jenes reichen soll. Ludwig ist ganz glücklich, und die heilige Allgewalt der reinsten Liebe zeigt sich mit heilender Kraft an ihm. Er erhohlt sich so sichtlich, daß der Arzt sagte, hier sey ein Wunder geschehen, und die Liebe habe es gethan. So wirkt der gestillte Geist wohlthätig auf den leidenden Körper, und ich darf nun nichts mehr für sein Leben fürchten. Ach, Schwester! Welches schöne Zusammenfinden! Welche Seligkeit nach so vielen Stürmen, so vielem Jammer, nach so schmerzlicher Trennung!

Wir bleiben noch so lange hier, bis Ludwig die nicht beträchtliche Reise auf das Gut seines Bruders auszuhalten im Stande ist. Dort, wo er mehr Bequemlichkeit haben wird, werden wir seine völlige Genesung abwarten, und dann nach Rosenstein zurückkehren, wo nunmehr auch jede Besorgniß verschwunden ist, die den theuern verklärten Freund bewog, mir zur Entfernung aus der bedrohten Gegend zu rathen. O mit welchen Empfindungen werden wir nach so langer Zeit es betreten!

Acht und dreyßigster Brief.

Baron Ludwig von Fahrnau an seinen Bruder.

Rosenstein im Jänner 1814.

Seit drey Jahren zum ersten Mahle begrüßte ich vor vierzehn Tagen mein geliebtes Eigenthum, das Schloß meiner Väter, wieder! Was ist geschehen, lieber Carl! seitdem zuerst ein unglücklicher Vorwitz, dann Eitelkeit und Verführung mich daraus weglockten, und endlich die Bosheit eines rachgierigen Feindes mich davon fern hielt! Wie viele Leiden sind seitdem über mein Vaterland, über mich, und Tausende ergangen! Und wie muß ich der Vorsicht danken, die uns aus so anstrengenden Kämpfen und schmerzlichem Verlust glücklich und siegreich gerettet hat! Ach es sind kostbare Opfer gefallen! Die heilige Sache war ihrer werth; aber sie bleiben ewig fühlbar, und nie, nie wird sich wieder Alles in seine alten Fugen zurückfinden.

Aber auch in einer andern Hinsicht kann ich das beklommene Gefühl nicht beschwichtigen, daß nun nicht mehr Alles ist, wie es war.

Meine Leonore liebt mich innig. Sie thut Alles, was sie vermag, um es mir zu beweisen. Du selbst warst Zeuge ihrer Leiden und Sorgen um mich, bis endlich die Gefahr gewichen war, und sie hoffen durfte, den Jugendgeliebten, den Vater ihrer Kinder für dieß Leben zu behalten. Ich kann in keinem Puncte über sie klagen, ja, ich kann nichts, durchaus nichts auffinden, was mich auf eine Erkaltung ihres Gefühls schließen lassen könnte; aber ich weiß doch, daß ich nicht immer allein in ihrem Herzen geherrscht habe, ich weiß, daß ein Anderer ihr liebenswürdig, ach, viel liebenswürdiger erschienen ist, als ich damahls für sie seyn konnte, und ich kann dieß Bewußtseyn nicht aus meiner Seele verlöschen!

Es ist ganz etwas anderes mit der Erinnerung an eine Unglückliche, die ihre Verirrungen schrecklich gebüßt hat. Sie hatte abzubüßen. Ich zürne ihr nicht mehr. Lange vor ihrem furchtbaren Ende, welches allein schon jeden Groll gegen sie entwaffnet haben würde, war in der Einsamkeit meiner traurigen Haft der Schleyer von meinen Augen gefallen. Ich erkannte wohl, daß nur ihre allzu-

lebhafte Einbildungskraft sie zauberhaft an mich gezogen, daß sie mein Inneres nie gekannt, und sich bloß von einer augenblicklichen Verblendung hatte hinreißen lassen. Ihr Schwindel hatte auch mich ergriffen. Ihre Schönheit, ihre wirklichen Vorzüge, und was sie um meinetwillen litt, wurden mir zu eben so viel Banden des Reizes und der Verpflichtung. Ich glaubte sie zu lieben, und liebte sie auch wohl; aber diese Liebe, die auf keine richtige Erkenntniß, auf kein Pflichtgefühl, auf keine wahre Achtung gegründet war, konnte uns keinen Frieden geben, und keines von uns auf mehr als flüchtige Augenblicke beglücken.

Es war ein Rausch, eine Fiebergluth. Sie mußte verschwinden, und Leonorens Bild verherrlicht aus den zerfließenden Nebeln hervorgehen. Von ihrem Andenken hat Leonore nichts zu fürchten. — Darf aber ich dieß auch von Julius Bild denken, das durch seine Tugenden, sein Unglück, durch das, was er für mich gewagt, durch seinen Heldenmuth und Heldentod so hoch verklärt vor unsern Blicken schwebt?

Meine Gesundheit ist noch nicht ganz hergestellt. Meine Jugendkraft will nicht zurückkehren. Ich bediene mich meines rechten Arms noch mit Beschwerde, und auch die Brust schmerzt mich noch

oft. Leonore steht wie ein tröstender Engel neben mir, und sie und die Kinder thun Alles, was sie ersinnen können, mir diese Unbequemlichkeiten erträglicher zu machen. Ich fühle es, ich danke es ihnen herzlich; dennoch muß ich mir oft sagen: Es ist nicht mehr Alles, wie es war!

Wir haben uns auf der Herreise ein Paar Tage in der Residenz aufgehalten. Der Fürst hat mich mit großer Auszeichnung, ja mit väterlicher Freude empfangen, alle unsere alten Bekannten haben uns aufgesucht, und ich habe Manches erfahren, was mir zu wissen wichtig war. Der Oberste Lothar ist an seinen Wunden gestorben. Er hat sechs Tage gelitten. Rosaliens Bild war vor seinen Augen, Verzweiflung in seinem Herzen. Ein zweytes Opfer seiner Rache, die Gräfinn Lichtwerth, ist auf ihren Gütern bey ihrem Manne. Die bekannte Anhänglichkeit Beyder an die Feinde des Vaterlandes hat ihnen jetzt mancherley Bedrückungen zugezogen. Sie leben sehr still und eingeschränkt; aber Ida soll sich mit Würde betragen, und die Welt fängt an einzusehen, daß sie ihr mit ihrem raschen Urtheil zu nahe getreten ist. Mathilde ist vergnügt an der Seite eines Gemahls, für dessen großen Werth schon der einzige Umstand entscheidet, daß er Julius innigster Freund war. Sie ha-

ben den Tod des Edeln tief gefühlt, und werden ihn nie verschmerzen. Gegen den Frühling zu, wenn die Wege wieder practicabel sind, und meine Gesundheit es mir erlaubt, werde ich seine theuren Reste aus dem Orte seiner provisorischen Ruhestätte abhohlen lassen, und sie dann selbst nach Fallowetz begleiten. Mein Herz sehnt sich nach diesem letzten Dienste der Liebe, den ich ihm leisten kann.

Leonore grüßt Dich herzlich, und die Kinder umarmen Dich. Leb wohl!

Neun und dreyßigster Brief.

Leonore von Fahrnau an ihre Schwester.

Rosenstein den 24sten Aprill 1814.

Der düstere Winter ist vorüber, der Schnee zerschmilzt auf unsern Bergen, das Todtenkleid der Erde fällt ab, und das frische Grün der Hoffnung und Freude fängt an, die erwachende Natur zu bekleiden. Gott sey gepriesen, der diesen unverrückbaren Wandel der Jahreszeiten festgesetzt hat, welcher aus dem Tod alljährlich das Leben erweckt, und nach langen Leiden auch das Herz des Menschen der Hoffnung und fröhlichen Empfindungen öffnet!

Du hast den Winter über manchen klagenden Brief von mir erhalten. Meines Ludwigs wankende Gesundheit, und vor allem sein trüber Muth, und die Zweifel, die sein Herz beunruhigten, störten meinen Frieden, und trübten die sonst so seli-

gen Tage unseres neuen Zusammenlebens. Dennoch — der gütige Vater im Himmel weiß auch aus jedem harten Felsen Blumen für seine ihm vertrauenden Kinder hervorzulocken — dennoch lag selbst in dem düsteren Flor, der sich über unser Verhältniß breitete, ein eigener Reiz.

Ludwigs Herz war nicht ruhig über mich. Er glaubte noch immer ein theures Andenken mit aller Gewalt einer unglücklichen Leidenschaft bey mir herrschend. Ich mochte thun, was ich wollte, um ihm diesen quälenden Wahn zu benehmen, und ihm mein Gefühl für den verklärten Freund in seinem wahren Lichte zu zeigen — es gelang mir nicht. Aber diese Unruhe und der stille Kummer gaben seiner Liebe für mich einen neuen Zauber, und vielleicht war selbst der selige Rausch unserer ersten Vereinigung in der Blüthe unserer Jugend minder beglückend, als diese Stellung unserer Gemüther.

So dauerte unsere Lage fort, bis vor etwa drey Wochen der Oberste Hankwitz plötzlich in Rosenstein erschien. Es waren schon öfters Briefe hin und her zwischen uns gegangen; aber die Winterszeit verboth dem kränklichen Greise, so wie meinem wunden Ludwig jeden weiten Besuch. Die Nachricht, daß Ludwig jetzt seinen Kammerdiener zu sei-

nem Bruder geschickt habe, um jene theuern Überreste aus Sachsen hierher zu bringen, von wo aus Ludwig sich dann durch nichts abhalten lassen wollte, sie selbst an ihre letzte Ruhestätte zu führen, war die Ursache des Besuchs. Wir empfingen den verehrten Greis, wie die Geschwister des verstorbenen Bruders den Vater empfangen könnten. Ach wir hatten alle nur Einen Verlust zu betrauern!

Er eröffnete Ludwig seinen Wunsch, die Leiche des Unvergeßlichen, wenn nicht irgend ein bestimmt ausgesprochener Wille desselben anders verfügt hätte, auf Waldemuth beerdigen zu lassen.

Mein Mann willfahrte dem würdigen Greis mit wehmüthiger Freude. Julius hatte nichts bestimmt. Die erste Anordnung, die Leiche nach Fallowetz zu bringen, war bloß Ludwigs Gedanke gewesen, und er konnte also leicht dem Oheim zu Liebe diese Änderung vornehmen; ja er freute sich vielmehr der Aussicht, nicht so weit von dem Grabe seines Freundes getrennt zu seyn. Den zehnten Aprill kam der Kammerdiener mit der Leiche an. Ach es war ein Tag der schmerzlichsten Trauer für das ganze Haus! Es war Jedem, als wäre uns der Freund erst jetzt entrissen worden!

In Waldemuth wurde Alles zu dem feyerlichen Begräbniß zubereitet. Wir fuhren in tiefer Trauer

hinüber. Ludwig hatte Alles veranstaltet, und mir selbst den langen Kreppflor über dem Haupte befestigt. Ich zitterte vor der Wirkung, die diese Reise und die Feyerlichkeit auf seine Gesundheit und sein Gemüth haben würden. Es war Alles würdig, einfach, aber mit anständiger Pracht, und endlich mit dem schönsten Schmuck, der ein Leichenbegängniß zieren kann, mit der tiefsten Rührung und ungeheuchelten Thränen vollendet.

Ich werde nie vergessen, wie sich Ludwig an diesem Tage benahm. Hätte ich ihn nie geliebt, mein Herz würde jetzt sein geworden seyn! Ach ich wußte am besten, welche Kämpfe in ihm vorgegangen waren, und mit welchen Gefühlen er des Verstorbenen dachte! Aber Julius reiner Geist schwebte in diesem Augenblicke segnend über uns. Er sah unseren Schmerz um ihn, er kannte den Zwiespalt in Ludwigs Herzen, und so wie er im Leben nur beglückend auf Alle, die er liebte, gewirkt hat, so bewies sein heiliges, feyerliches Andenken auch jetzt seine reinigende Kraft. Mit tiefer Wehmuth, aber zugleich mit langentbehrter Ruhe kehrte Ludwig vom Begräbniß in die uns angewiesenen Zimmer zurück. Hier schloß er mich innig in seine Arme, und sagte: Julius weiß nun das, was wir gethan! Er kennt mein Herz, und das Deine. Künftig

keine Klage, keine ängstliche Sorge mehr! Du bist mein, wie sein, und in einer schönen Welt, wohin der Bruder uns vorangegangen, fallen die engen Beschränkungen dieser Erde nieder. Dort lieben wir uns Alle ohne Neid, ohne Beeinträchtigung.

Von diesem Tage an scheinen wirklich die düsteren Zweifel immer mehr aus Ludwigs Seele zu schwinden, seine Gesundheit befestigt sich, wie jene Stürme sich legen, und auch die Natur sich milderen Stunden nähert. Seine Heiterkeit kehrt zurück, er kann wieder kindlich froh seyn, er beginnt seine Geschäfte wieder, er geht hinaus in Wald und Feld, und Adolph, den er in seine Arbeiten einführt, muß ihn begleiten. So fängt denn ein neues schönes Leben für uns an, und ich danke auch dieß, wie jedes Glück der letzten Zeit, unserem verklärten Freunde, der, lebend und geschieden, der Schutzgeist unserer Liebe und unseres Glückes war.

